

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 28 (2021)
Heft: 311

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Film als politisches Manifest: *Das Neue Evangelium* von Milo Rau ist jetzt doch noch im Kino zu sehen. Von Emilia Sulek

52

Sophie Taeuber-Arp wird in Basel als Avantgardistin gefeiert. Grund, auch an ihre Kindheit in Trogen zu erinnern. Von H.R. Fricker

54

Edgar Oehler war ein Tausendsassa in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Jetzt hat er sich seine Biografie schreiben lassen. Von Markus Rohner

56

Samira El-Maawi beschreibt in Romanform ihre Identitätssuche als Schwarze Schweizerin. Am «Kleinen Frühling» liest sie in Appenzell. Von Gallus Frei-Tomic

59

Ungeschönt: Das St.Galler Museum im Lagerhaus zeigt Schwarzweiss-Fotos aus dem Psychiatriealltag der 70er- und 80er-Jahre. Von Wolfgang Steiger

60

Ranzige Bässe und trotzvoller Widerstand gegen die Mehrheitsgesellschaft: Freizeittechnologie Of Switzerland ist on Fire. Von Corinne Riedener

62

Höllenritt der Terror-Schwestern: Das Theater St.Gallen versetzt *König Lear* in die Welt der Virtual Reality. Von Peter Surber

63

Provinz? Nicht in Steckborn. Seit fünf Jahren vernetzt Judit Villiger dort im Haus zur Glocke Kunst und Publikum. Ein Besuch. Von Dieter Langhart

64

Neuer Platz für das Kulturlokal: Das KAFF in Frauenfeld bekommt einen Pavillon und hofft aufs Ende der ständigen Zügelei. Von Judith Schuck

66

Kultur bewegt sich subito zeitlos: Alpenhof, Kulturlandsgemeinde, Tanz, Pop und Protest im Parcours.

67

Was steckt im Tomatensugo?

Das Neue Evangelium von Milo Rau ist im Stream und jetzt doch noch im Kino zu sehen: ein Film, der Grenzen sprengt und Film als politisches Manifest nutzt.
Von Emilia Sulek



Probe für das Abendmahl mit Regisseur Milo Rau. (Bild: Armin Smailovic)

Hinter jedem Produkt steckt eine Geschichte. Oft ist es eine, die von unfairen Arbeitsbedingungen, Hungerlöhnen und Sweatshops erzählt. Eine solche unbequeme Geschichte hat auch Tomatensugo aus Italien. Milo Rau führt uns in seinem Film *Das Neue Evangelium* in die süditalienische Provinz Matera. Auf der Tomatenplantage lernen wir Jesus kennen.

Der Jesus, den Milo Rau für seinen Film gecastet hat, heisst Yvan Sagnet. Geboren ist er in Kamerun, später kam er nach Italien, um Ingenieur zu werden. Um sein Traumstudium zu finanzieren, reiste er nach Apulien, wo er als Tomatenpflücker Geld verdienen wollte. Dort erlebte er hautnah, was es heisst, ein schwarzer Tagelöhner zu sein, wie erbärmlich das Leben der Machtlosen ist und wie blind die staatlichen Institutionen sind gegenüber Unrecht und kriminellen Strukturen. Einen Darsteller mit genau diesen Erfahrungen suchte Rau. Bereits vor dem Film wurde Sagnet zur Ikone, indem er einen Streik ausrief, woraufhin sich sogar das italienische Parlament mit dem Thema auseinandersetzte. Inzwischen ist er Berufsaktivist und hat zwei Bücher geschrieben.

Apostel in Baracken

In Raus Film verkörpert Sagnet Jesus, der mit seinem Evangelium den Menschen Hoffnung gibt. Und Sagnets Apostel und jene, die ihm folgen? Sie sind Migrant:innen, meist aus Afrika. Sie durchkreuzten die Wüste und überquerten das Mittelmeer, um ihr Gelobtes Land, Europa, zu erreichen. Am Traumziel ihrer Reise hausen sie in baufälligen Barackensiedlungen, in ländlichen Ruinen, ohne fliessend Wasser,

Strom und andere grundlegende Infrastruktur. In Europa, aber auch in ihren Heimatländern würde man diese Verhältnisse als unmenschlich bezeichnen. Es sind dennoch Menschen, die in diesen Ghettos leben und unter sklavereiähnlichen Bedingungen arbeiten.

An den Rand des Existenzminimums getrieben und in der Hoffnung, ihren Aufenthalt in Europa durch Arbeit zu legalisieren, nehmen Menschen wie Sagnets Apostel jeden Job an, egal wie schlecht bezahlt, dreckig und körperlich anstrengend er ist. Die meisten pflücken Tomaten, Orangen und alles, was gerade Saison hat. Sie werden im Akkordlohn bezahlt: pro Kiste. Nach 16 Stunden Arbeit haben die Arbeiter:innen etwa 20 Euro in der Hand. Dies liegt jenseits sämtlicher Standards für ein annähernd faires Grundeinkommen.

Es ist nicht ihr freier Wille, der sie auf die Tomatenplantagen treibt, um dort für einen Hungerlohn zu arbeiten. Im Gegenteil, ein ganzes System steckt dahinter. Caporalato heisst dieses System, das im von Arbeitslosigkeit geprägten Süditalien das Rückgrat des ländlichen Arbeitsmarktes darstellt. Caporali, die Job-Dealer, vermitteln Arbeitskräfte an Landwirte: je günstiger desto besser. Für die Vermittlung kassiert der Dealer einen Teil des Arbeiter:innenlohns. Die Fahrten zu den Feldern, Wasser, sogar das Handy-Aufladen – alles wird in Rechnung gestellt.

Die Mafia wäre nicht sie selbst, würde sie nicht an der Flüchtlingskrise verdienen. Die italienische Regierung lagert die Aufnahmedienste für Migrant:innen an Dritte aus. Die Mafia ist bereit, einzuspringen und die staatlichen Subven-

tionen bzw. die internationale Hilfe abzugreifen. Nebenbei stellt sie günstige Arbeitskräfte für den Markt bereit. Es sind Menschen, die in ihrer Isolation und ihrem Elend kaum eine andere Möglichkeit haben, als sich in die Abhängigkeit zu stürzen in dieser Gesellschaft, die ihnen keinen anderen Stützpunkt bietet. Homo homini lupus – der Mensch ist ein Wolf für den Menschen.

Passion als Mix der Realitäten

Das Elend ist der malerischen Stadt Matera, wo Milo Raus Film gedreht wurde, nicht ganz unbekannt. Wer sich an das Buch *Christus kam nur bis Eboli* des italienischen Schriftstellers Carlo Levi und den gleichnamigen Film erinnert, weiss Bescheid. Levi beschreibt seine Erfahrungen während der 1930er-Jahre, die er in der Basilikata, einer Region, der auch Matera angehört, gemacht hat. Bittere Armut, Malaria, die ihren dramatischen Tribut fordert, fehlende Gesundheitsversorgung, keine Schulen, keine Hoffnung. Elend in seiner reinsten Form. Matera teilte dieses Schicksal, bis die italienische Regierung der Nachkriegszeit begann, lebensrettende öffentliche Investitionen zu tätigen.

Paradoxerweise wurde dieser von Gott und Staat verlassene Teil der italienischen Halbinsel zu einem Magnet für Filmemacher, die dort pittoreske Architektur, Karstlandschaften und Höhlensiedlungen, «Sassi» genannt, für sich entdeckten. Mehrere Dutzend Filme wurden dort gedreht, darunter einige über Jesus. Matera diente als Jerusalem-Kulisse für Pier Paolo Pasolinis *Matthäusevangelium* und Mel Gibsons *Passion Christi*.

Milo Rau tritt in die Fussstapfen dieser Regisseure, dreht aber einen Film, der komplizierter ist. Er vermischt Realitäten und Erzählebenen: reportageähnliche Aufnahmen aus einer Tomatenplantage, Szenen des Strassenprotests, sowohl real als auch für den Film produziert, die nachgespielte Passionsgeschichte und die Vorbereitungen dazu, Gespräche mit den Migrant:innen und Einheimischen. Dieser Realitäten-Mix verleiht dem Film seinen vielschichtigen Charakter.

Das Neue Evangelium ist aber auch intertextuell. Rau dreht nicht nur am selben Ort, sondern schafft es, einige Darsteller:innen aus älteren Jesus-Verfilmungen an sein Set zu holen. Gibsons Maria erscheint wieder in derselben Rolle, und Pasolinis Jesus wird zu Johannes dem Täufer. Dies schafft eine gewisse Linearität, betont aber auch die Theatralik der Jesus-Szenen. Es geht nicht um ihn als eine historische oder eben nicht historische Figur. Es geht um eine Nachstellung seiner Geschichte.

Die nachgespielten Szenen aus dem Evangelium mögen etwas steif wirken. Das ist wohl das Schicksal aller Jesus-Filme. Der Hoffnungsschimmer in den Augen der Anhänger:innen von Jesus bzw. Sagnet ist aber echt in diesem «Evangelium» und eine der Stärken des Films. Unabhängig davon, wie gut Sagnet als Schauspieler ist, für viele gilt er als Hoffnungsträger und als Versprechen auf eine bessere Zukunft. In seiner filmischen Inszenierung knüpft Milo Raus Werk an etwas an, das tatsächlich existiert: das Verlangen nach einem besseren Leben und danach, mit Würde behandelt zu werden, egal, wer man ist und wo man in der Gesellschaft steht.

Abendmahl mit Plastikteller

Visuell hat Raus Film auch einiges zu bieten. Das Letzte Abendmahl mit Einweggeschirr glänzt mit seiner Einfachheit: Noch nie war der Plastikteller ein so starkes visuelles Mittel.

Die Szenen aus dem Supermarkt, wo Tomaten und Sugo-gläser aus Protest auf den Boden geschmissen werden, sprechen Bände. In Teilen des deutschsprachigen Raums wird Tomate auch Paradeiser genannt, früher auch Paradiesapfel – willkommen auf der anderen Bedeutungsebene!

Die Passionsgeschichte ist brutal und blutig, und auch bei Milo Rau gibt es genug Gewalt. Die unheimlichsten Szenen werden von Laien dargestellt. Die improvisierte Folter von Jesus, von einem jungen Italiener gespielt, ist verstörend. Und wenn die wütende Meute Pontius Pilatus dazu hetzt, Jesus mit den Rufen «Bringt den Schwarzen um!» zum Tod zu verurteilen, erstarrt man vor der Leinwand mit der Frage: Ist das noch inszeniert oder schon echt? Woher kommt diese Aggression? Indirekt stellt der Film uns selbst diese Frage: Bist du sicher, dass du gewaltfrei und nicht rassistisch bist?

Rau verschmelzt Deutungsebenen: Er bringt professionelle Schauspieler und Laiendarsteller (einige davon sind semi-professionell, denn in Matera sind Statisten sehr gefragt) zusammen. Migranten, Aktivistinnen, Touristen, Beamte und sogar die Polizei spielen Seite an Seite. Menschen unterschiedlicher Herkunft, Geschlechter und Konfessionen tauchen im Film auf. Mit dieser ungewöhnlichen Vielfalt sprengt Milo Rau Grenzen. *Das Neue Evangelium* hört auf, «nur» ein Film zu sein und wird zu einem sozialen Experiment.

Das Publikum wird ebenfalls Teil dieses Experiments. Die langatmigen Szenen des Castings für Nebenrollen können in Milo Raus Film irritieren: In einer Kirche sitzt die Filmcrew und interviewt Menschen, die, meist geschniegelt und gestriegelt, im Film auftreten wollen. Was treibt sie an? Was wäre ihre Lieblingsrolle? Es folgen Gespräche, Probe-szenen, Kostümanpassungen. Auch Jesus hat seine Probe am Kreuz, an dem er sein Leben beenden wird. Das Publikum könnte fragen: Ist das wirklich notwendig? Ja. Wahrscheinlich. Der Film stellt eine implizite Frage: Und welche Rolle möchtest du spielen?

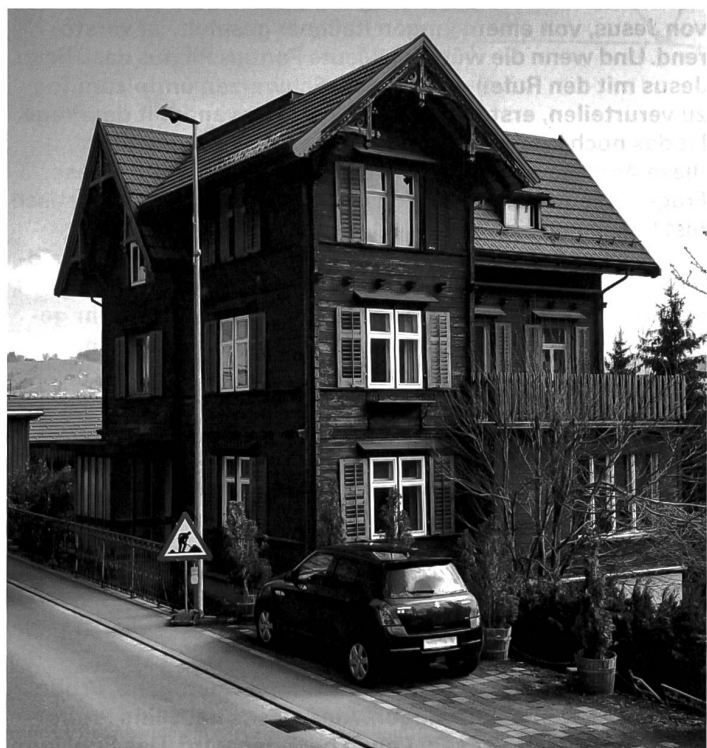
Angeklagt: die kapitalistische Sklaverei

Bei all dem ist Milo Raus *Evangelium* weder ein Film über Tomatensugo noch über Italien, sondern über das politische und wirtschaftliche System, in dem wir leben. Jene Tomaten, welche die Protagonist:innen unter sengender Hitze so mühselig pflücken, landen nicht nur auf der Pizza Napoletana einer italienischen Mamma oder in Spaghetti Bolognese. Sie werden weltweit in Supermärkten verkauft und zwar an Menschen, die Tomaten mit dem letzten Urlaub in Bella Italia und nicht mit der kapitalistischen Sklaverei verbinden. Wer von uns konsumiert keinen Tomatensugo? Ja, wir alle profitieren von diesem System.

Letztlich ist *Das Neue Evangelium* auch ein politisches Experiment. Der Protest, den Milo Rau ungeschönt zeigt, bringt handfeste Erfolge (unbedingt den Film bis zum Abspann anschauen!). Der Film ist ein Beispiel dafür, wie man Kunst für soziale oder politische Zwecke nutzen kann. Gleichzeitig bewegt er mehr als das Publikum im Kino oder am Bildschirm. Doch weil die neoliberale Wirtschaft auf festen Füßen steht, wird es noch viele solche Filme brauchen, um sie zu erschüttern. Das ist eine gute und schlechte Nachricht zugleich.

Die Revolte der Perlbeutel

Der Künstler H.R. Fricker beschäftigt sich seit Jahren mit dem Werk von Sophie Taeuber-Arp und ihrer Jugendzeit in Trogen, wo er selber lebt. Jetzt wird die Künstlerin in Basel, London und New York mit einer Ausstellung gefeiert. Von H.R. Fricker



Das Geburtshaus von Sophie Taeuber-Arp in Trogen, erbaut 1901–08. (Bild: H.R. Fricker)

Am 14. April mache ich mit meiner Frau eine Kunstreise von Trogen nach Basel. In Trogen ist Sophie Taeuber aufgewachsen und in Basel wird ihr gehuldigt. Basel schmückt sich temporär mit ihr, aber in Trogen schwebt ihr inspirierender Geist ewig über dem Dorf. Davon soll hier zuerst die Rede sein.

Hoffen auf «Sophies Garten»

Wurde ich gelegentlich gefragt, welche Ambitionen ich als Künstler hätte, antwortete ich, es sei nicht mein Ziel, ein Platzhirsch zu sein, aber eine Fussnote in der Kunstgeschichte möchte ich schon werden. Dieses Ziel habe ich erreicht, allerdings vor allem, weil ich vor Jahren ein Büchlein über Sophie Taeuber-Arps Kindheit und Jugend in Trogen geschrieben habe. Deshalb erwähnen mich Journalistinnen und Journalisten, denen ich Auskunft über die Trogener Jahre der Künstlerin gebe, jeweils in den Fussnoten ihrer Texte.

Weil Sophie Taeuber dadaistisch inspirierend über Trogen schwebt, wovon auch etliche Künstlerinnen und Künstler im Dorf Zeugnis ablegen, müsste das Andenken an sie umfänglicher und vor allem sichtbarer gepflegt werden. Zur Zeit steht zum Beispiel das dunkelrot gestrichene Wohnhaus der Familie Taeuber zum Verkauf. Dieses Haus könnte zum Schaulager für jene Werke werden, die sonst in den Depots

verschiedener Museen schlummern. Aber auch ohne Originalwerke liesse sich im Taeuber-Haus mittels Fotos und Texten ein spannender Einblick in das Leben der Künstlerin aufbauen. Das im Moment neu gestaltete Parkli vor dem Fünfeckpalast könnte, ohne viel Aufwand, zu «Sophies Garten» in Trogen werden.

Vor Jahren schenkte ich der Gemeinde Trogen eine kleine Grafik von Sophie Taeuber, welche ich im Wohnhaus von Sophie Taeuber und Hans Arp in Meudon (Frankreich) gekauft hatte. Irgendetwas von dieser weltweit geschätzten Künstlerin müsste doch im Dorf vorhanden sein, dachte ich mir. Trogen nennt sich auf der Homepage immerhin «Kulturdorf».

Elisabeth Pletscher, die Kämpferin für Frauenrechte (1908–2003), war die Einzige, die unermüdlich auf die bekannte Künstlerin aus Trogen aufmerksam machte. Erst als Sophie Taeuber 1995 auf der neuen 50-Franken-Note erschien, regte sich das Interesse im Dorf, und ich erhielt den Auftrag, über die Kindheit und Jugend von Sophie Taeuber ein Büchlein herzustellen. Elisabeth Pletscher stand mir beratend zur Seite, wusste sie doch etliche Geschichten aus dem Umfeld der Familie Taeuber zu erzählen.

Die textile Prägung

Um zu illustrieren, wie die damaligen Jugendlichen das textile Geschehen im Dorf wahrnahmen, erzählte sie, dass sie und ihre Kolleginnen oft auf den Fenstersimsen der Keller hockten, in denen gewoben und gestickt wurde. Sie wollten aber alle Entwerferinnen werden, also nicht in den Webkellern oder Sticklokalen eingesperrt sein. Sophie Taeuber hätte dank ihrer gezielten Ausbildung zur Textilzeichnerin tatsächlich den Beruf der Entwerferin ergreifen können, während Pletscher zur engagierten medizinischen Laborantin wurde. Sophie hatte auch das Glück, nicht in einer Weber- oder Stickerfamilie aufgewachsen zu sein. Untersuchungen zur Kinderarbeit um 1900 zeigen, dass Kinder neben der Schule bis zu 60 Wochenstunden im häuslichen Textilbetrieb mitarbeiten mussten.

Ich wollte im Büchlein den Beweis führen, dass Sophie Taeuber durch ihr Aufwachsen in einem durch die Textilindustrie geprägten Umfeld Anschauungsunterricht für ihr späteres künstlerisches Schaffen genossen hatte. Je mehr ich mich in das Thema der Prägung vertiefte, umso spekulativer schienen mir jedoch meine Gedanken.

Letztlich wählte ich eine List, um das Textildorf Trogen doch noch mit Sophies Werk verbinden zu können: «Kaum Beachtetes, Marginales aus der Trogener Arbeitswelt vor hundert Jahren scheint nun aber, verzaubert durch die Existenz der Werke von STA, der Kunst zugehörig zu sein. Die Lochkarte, welche den Jacquardwebstuhl steuert, verwandelt sich unweigerlich in eine *Komposition aus Kreisen* (1934), nun mit Steuerfunktion auf die Blicke und Empfindungen der Betrachter. Abgeschnittene Fäden auf dem damals feuchten Webkellerboden aus gestampftem Lehm werden aufgewertet durch Sophie Taeubers Linienbilder, zu *Bewegten Linien auf chaotischem Grund* (1939). Es scheint auch, dass die

Künstlerin den Betrachter mit sanftem Zwang dazu bringen möchte, die von Vergrösserern mühsam ausgemalten Musterzeichnungen auf kariertem Papier als *Komposition aus quadratischen Flecken* wahrzunehmen.»

Kunst und Kunstgewerbe Hand in Hand

Am 14. April nun also die Kunstreise von Trogen nach Basel. Am Morgen fahren wir mit dem Auto an den beiden Häusern im Vordorf vorbei, in denen sie aufgewachsen ist. Mit der Appenzellerbahn gehts nach St.Gallen, wo sie sich seit 1904 in zwei Schulen zur Textilzeichnerin ausbilden liess. In Winterthur stellte sie 1915 im Gewerbemuseum kunstgewerbliche Arbeiten aus. In Zürich entwickelte sich Sophie Taeuber-Arp von 1915 an zur eigenständigen Tänzerin, Künstlerin und Lehrerin. Schon bevor sie Hans Arp kennen lernte und sich mit der Dadaszene rund um das Cabaret Voltaire ver-netzte, hatte sie sich mit ihren textilen kunstgewerblichen Arbeiten einen Namen gemacht. 1916 wird Sophie Taeuber-Arp Lehrerin an der Abteilung Kunstgewerbe der Gewerbeschule Zürich.

Vorbei an diesen prägenden Stätten schliesslich Ankunft in Basel und Besuch der grandiosen Schau im Kunstmuseum. Mindestens sechs grosse Museumsausstellungen mit Werken von Sophie Taeuber-Arp habe ich schon gesehen. Deshalb erwartete ich auch hier vor allem grosse Kreisbilder und Linienbilder. Empfangen werden die Besucherinnen und Besucher aber von einer Fülle textiler Arbeiten, wie ich sie noch nie in einer Museumsausstellung gesehen hatte.

Allerdings hat in der Kunstgeschichte schon seit einiger Zeit ein Umdenken gegenüber dem Werk von Sophie Taeuber-Arp stattgefunden. Nun gibt es keine Unterschiede mehr zwischen angewandter Kunst und Kunst als Malerei. Die textilen Werke wie Wandteppiche, Tischteppiche, Stickereien, Wolle auf Stramin, Beutel, Glasperlenstickereien, Halsketten und Armbänder werden zwar zum Teil immer noch in den Kunstgewerbesammlungen von Kunstinstitutionen aufbewahrt, aber Farben und Formen sind nun mehr als bloss Dekorationen, die Gebrauchsgegenstände schmücken. Sich von einem farbigen Perlarmband berühren zu lassen scheint nun legitim, allein mit dem Wort «schön» wird man diesen Werken nicht mehr gerecht. Wahrscheinlich ist es boshaft, anzunehmen, diese Umwertung habe etwas mit Teurermachen zu tun.

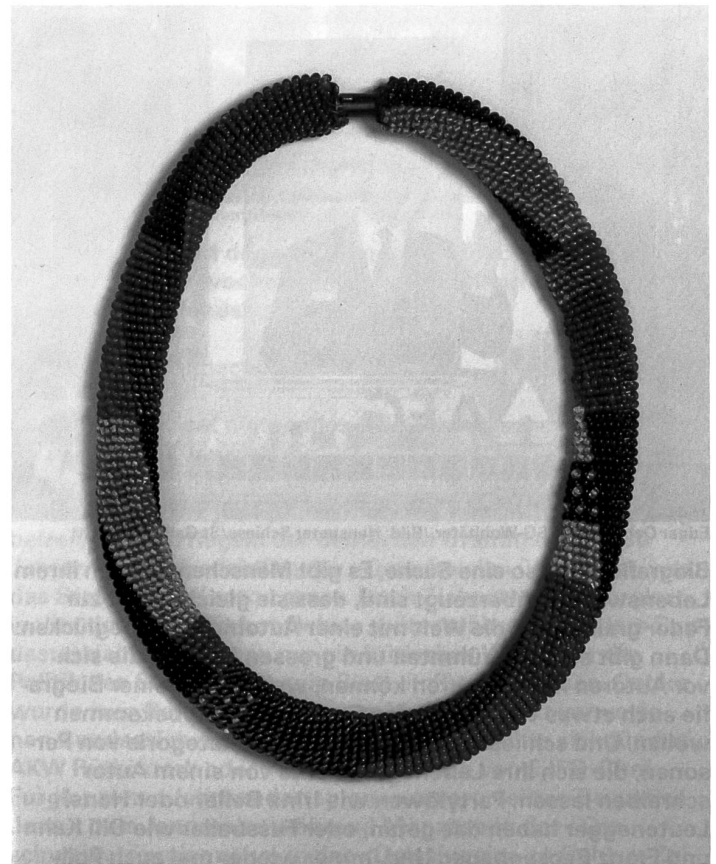
Abstraktion und Alltag

Im Katalog zu den Ausstellungen im MoMA New York, in London und im Kunstmuseum Basel untersucht T'ai Smith im Beitrag *Die vielen Dimensionen der Perlbeutel von Sophie Taeuber-Arp* die Zugehörigkeit dieser «kunstgewerblichen» Arbeiten zum Kontext der Kunst. Im Zusammenhang mit einer Erklärung, die Tristan Tzara am ersten Dada-Abend 1916 vorgetragen hatte, seien die Perlbeutel von Sophie Taeuber-Arp «zu einem unerwarteten Mittel ästhetischer Revolte» geworden.

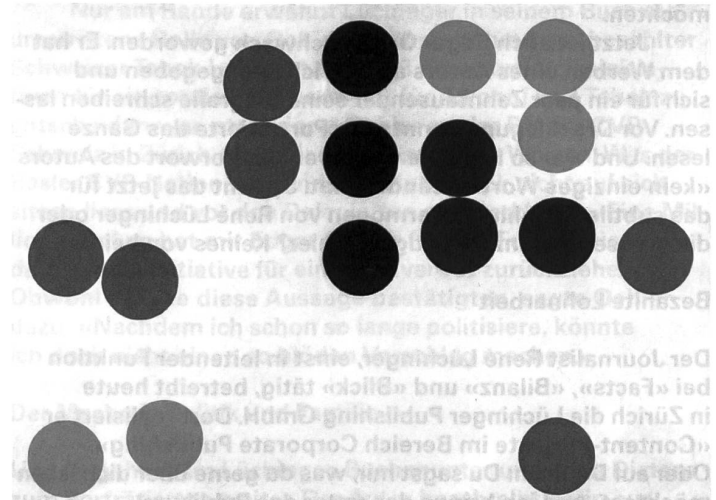
T'ai Smith beschäftigt sich im Text auch mit den Titeln, welche die Künstlerin ihren Arbeiten gab: «Wasserfeuerwerk, Schachtelhalbm, Intensitätsclown», und sieht sie «eher als humorvolle Auseinandersetzung mit der sich gerade herausbildenden abstrakten Bildsprache».

Schliesslich fragt sich T'ai Smith, was wohl passieren würde, wenn «eine oder mehrere dieser Perlarbeiten in

einer Ausstellung zu sehen wären – nicht an der Wand, in einer Vitrine oder auf einem Sockel, sondern am Handgelenk modebewusster Besucherinnen hängend.» Einer solchen Person sind wir im Kunstmuseum Basel allerdings nicht begegnet.



Sophie Taeuber-Arp: Halskette, 1918–20.



Sophie Taeuber-Arp: Bewegtes Kreisbild, 1934. (Bilder: Kunstmuseum Basel)

Edgar Oehler – oder wie ich mir mein Leben schön schreiben lasse

Der Rheintaler Edgar Oehler war ein Tausendsassa in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Mit bald 80 hat er sich von einer fremden Feder sein Leben ins richtige Licht rücken lassen. Von Markus Rohner



Edgar Oehler als FCSG-Wohltäter. (Bild: Hanspeter Schiess/St.Galler Tagblatt)

Biografien sind so eine Sache. Es gibt Menschen, die von ihrem Lebenswerk so überzeugt sind, dass sie gleich selbst zur Feder greifen und die Welt mit einer Autobiografie beglücken. Dann gibt es die berühmten und grossen Namen, die sich vor Autoren kaum wehren können, weil die mit einer Biografie auch etwas vom Glanz des Porträtierten abbekommen wollen. Und schliesslich ist da eine dritte Kategorie von Personen, die sich ihre Lebensgeschichte von einem Autor schreiben lassen. Partylöwen wie Irina Beller oder Hansi Leutenegger haben das getan, oder Fussballer wie Olli Kahn und Franz Beckenbauer. Und immer wieder mal auch Politiker, die der Nachwelt in irgendeiner Form erhalten bleiben möchten.

Jetzt ist auch Edgar Oehler schwach geworden. Er hat dem Werben eines Autors aus Zürich nachgegeben und sich für ein paar Zehntausender seine Biografie schreiben lassen. Vor Drucklegung konnte der Porträtierte das Ganze lesen. Und war so begeistert, dass er laut Vorwort des Autors «kein einziges Wort» geändert hat. Spricht das jetzt für das subtile Einfühlungsvermögen von René Lüchinger oder die grosse Toleranz von Edgar Oehler? Keines von beidem.

Bezahlte Lohnarbeit

Der Journalist René Lüchinger, einst in leitender Funktion bei «Facts», «Bilanz» und «Blick» tätig, betreibt heute in Zürich die Lüchinger Publishing GmbH. Dort realisiert er «Content-Projekte im Bereich Corporate Publishing». Oder auf Deutsch: Du sagst mir, was du gerne über dich lesen möchtest, und ich bringe das unter das Publikum.

Und so ist das Buch *Edgar Oehler, Ostschweizer* auch herausgekommen. Ein nettes Kompendium an unterschiedlichen Texten über den Rheintaler *Unternehmer, Politiker, Journalist*. In dieser Reihenfolge sind Oehlers Tätigkeiten auf dem Buchcover aufgeführt. Amüsantes und Kurioses kommt dabei ans Tageslicht, aber auch viel Schöngefärbtes und

Zurechtgebogenes. Und fast so interessant ist es, was man in dieser Biografie nicht lesen kann.

Erstaunlich, wo der Autor die Schwerpunkte gesetzt hat. Die berühmt-berüchtigte «Operation Kalif», als Edgar Oehler mit ein paar anderen Selbstdarstellern aus dem Nationalrat im November 1990 eigenmächtig in den Irak aufbrach, um dort Schweizer Geiseln aus den Händen Saddam Husseins zu befreien, füllt in der 360 Seiten dicken Biografie einen Sechstel. Und 40 Seiten widmet das Buch dem Husarenstück FC St.Gallen und AFG-Arena, als Fussball-Laie Oehler mit viel Geld aus der Privatschatulle und AFG-Kasse zum Retter des legendären Klubs avancierte.

Ellenlang wird auch die Geschichte der Balgacher Familien Oehler und Eschenmoser aufgezeigt. Die Schwerpunkte werden in diesem Buch auf eigenwillige und subjektive Weise gesetzt. Vielleicht hat Oehler das so gewollt. Oder der Autor hat es sich ganz einfach gemacht, indem er auf jene Dossiers zurückgriff, die ihm ohne grosse Recherche zur Verfügung standen.

Kommentare mit dem Zweihänder

Vertieften Einblick in das Denken Oehlers geben die zahlreichen Kommentare, Leitartikel und Berichte aus Bern, mit denen der umtriebige «Ostschweiz»-Chefredaktor während 13 Jahren seine Leserschaft – je nach politischem Standpunkt – erfreut oder verärgert hat. Stramm bürgerlich, antikommunistisch, erzkonservativ, aber nie bigott und anbieternd sind diese Texte formuliert. Zwar wusste Oehler immer genau, wie er in seinem Leibblatt was schreiben musste, um seiner (Wähler)-Klientel gerecht zu werden. Aber wenn er einmal von einer Sache überzeugt war, schrieb er immer Klartext. Auch wenn das nicht allen gefallen hat.

Nicht wenige im St.Galler Volk, die ihn ab 1971 alle vier Jahre nach Bern schickten, schätzten diese klare Kante. Und Jahrzehnte später versteht es der schlaue Fuchs immer

noch, das Bild eines Politikers und Wirtschaftsführers zu zeichnen, das halt nur in Teilen der Realität entspricht. Provokationen liebt er bis heute. Prompt ist der ortsfremde Lüchinger in diesem Buch Oehler immer wieder auf den Leim gekrochen.

Der Olma-Wahlkampfstand

Ein von wem auch immer entsorgter Wahlkampfstand von Edgar Oehler an der Olma 1971 wird in der Biografie zur Mutter aller Schlachten hochstilisiert und darin wird auch prompt ein prominentes Opfer gefunden: der damalige St.Galler Stadtpräsident und Olma-Präsident Alfred Hummler. Richtig, Hummler wurde 1971 aus dem Nationalrat abgewählt. Aber nicht allein wegen Jungspund Oehler, der ihm diesen Sitz abgejagt haben soll, sondern weil die FDP St.Gallen den strategischen Fehler machte, mit einer Nord- und einer Südliste in den Wahlkampf zu ziehen. Worauf der unbekannte Hemberger Bauer und Gastwirt Georg Nef plötzlich im Nationalrat sass.

Und so geht es mit mancher Geschichtsklitterung im Lüchinger-Buch weiter. Bis 1987 schaffte Nationalrat Oehler als Bisheriger die Wiederwahlen mit mehr oder weniger Glanz. Aber 1991 war seine Wahl akut gefährdet. Das musste dem Politfuchs aus dem Rheintal nicht zweimal erklärt werden. Er organisierte sich ein rollendes Wahlmobil und fuhr damit über Wochen quer durch den ganzen Kanton. Am Ende schaffte er die Wiederwahl hauchdünn mit rund 1000 Stimmen Vorsprung auf den abgewählten Hans-Werner Widrig. Drei Jahre später hatte die CVP St.Gallen endgültig genug vom Sesselkleber und schuf im März 1994 die «Lex Oehler». Seither dürfen im Kanton St.Gallen bei der CVP National- und Ständeräte maximal während 16 Jahren nach Bern fahren.

Bis Oehler dann aber seinen Rücktritt einreichte, brauchte es im 7. November 1994 eine geradezu kafkaeske Delegiertenversammlung der CVP St.Gallen. Im überfüllten Wattwiler Thurpark deckte der altgediente Füsilier-Oberst die Delegierten mit verbalen Nebelpetarden ein und schlug wie ein gejagter Hase während einer 15 Minuten dauernden Rede wilde Haken. Nachdem er gleichentags im «Blick» noch einmal über die undankbare CVP jammern durfte («Meine St.Galler CVP will mich nicht mehr nach Bern delegieren»), holte er am gleichen Abend im Toggenburg zum grossen Lamento aus. «Heute stehe ich vor ihnen als Kandidat für die Wahlen 1995. Ich kandidiere für die CVP des Kantons St.Gallen und ihre Kandidatinnen und Kandidaten.» Die ersten Delegierten begannen den Kopf zu schütteln und schauten verzweifelt zum Tisch des Parteipräsidiums. Und mit jedem Satz von Oehler wuchs im Saal die Verwirrung. Geht er jetzt oder geht er nicht? «Ich kandidiere damit nicht für mich, sondern stelle mich in den Dienst unserer Partei: Im Klartext heisst das, dass ich mich nicht als Kandidat für die offizielle Liste zur Verfügung stelle.» Alles klar? Nicht ganz. Erst als er auch eine wilde Kandidatur ausschloss, war die Erleichterung bei der St.Galler CVP mit Händen zu greifen.

Oehler, wie er lebt und lebt: Während Wochen liess er seine Partei im Ungewissen, spannte das nationale Boulevardblatt für seine Sache ein, attackierte Journalisten und die eigene Parteizeitung «Ostschweiz», die längst über seinen Rücktritt berichtet hatten, um dann bei Matthäi am Letzten in einer reichlich verschwurbelten Rede doch noch seinen Rückzug bekanntzugeben. Hat der überzeugte Nichtraucher und Tabaklobbyist in der Nacht zuvor beim Abfassen sei-



Edgar Oehler (r.) im Familienverbund. (Bild: pd)

ner Rede vielleicht doch was geraucht? Im Buch bezeichnet Lüchinger diese wochenlangen Oehler-Kapriolen als «schönes Abschiedsbouquet».

Das C im Aschenbecher

Edgar Oehler lässt niemanden kalt. Die einen lieben ihn, die anderen halten sich die Nase zu, wenn sie nur schon den Namen hören. Als er ein Jahr nach seinem Einzug in den Nationalrat ohne jede journalistische Erfahrung und stark befreit von den Regeln der deutschen Grammatik mit 30 Jahren die Chefredaktion der «Ostschweiz» übernahm, war das Staunen im Kanton gross. Doch Ziehvater Kurt Furgler wollte das so. Dafür hat Oehler später während Furglers Bundesratsjahren nie auch nur ein kritisches Wort über die Politik des St.Gallens in sein Blatt einfließen lassen. Oehler wurde zum Befürworter der vom Volk hochkant verworfenen Bundessicherheitspolizei (Busipo), machte sich für das AKW Rütli stark oder verunglimpfte den von EJPD-Chef Furgler zum «Jahrhundertspion» vorverurteilten Brigadier Jean-Louis Jeanmaire während Monaten in der «Ostschweiz». Furgler nahm in der «Ostschweiz» zu Oehlers Zeiten die Rolle eines Säulenheiligen ein.

Nur am Rande erwähnt Lüchinger in seinem Buch die umstrittene Rolle von Oehler als oberster und gut bezahlter Schweizer Tabak-Lobbyist. Als 1993 über zwei Volksinitiativen für ein totales Werbeverbot für Alkohol und Tabak zu entscheiden war, attackierte Oehler an der DV der CVP Schweiz in Zürich die Initianten in scharfen Worten. Was der Basler CVP-Nationalrat und Arzt Hugo Wick nicht auf sich sitzen liess und vor den Delegierten offen erklärte: «Eine Million Franken hat mir Edgar Oehler für den Fall offeriert, dass ich die Initiative für ein Tabakverbot zurückziehe.» Obwohl andere diese Aussage bestätigten, sagte Oehler dazu: «Nachdem ich schon so lange politisiere, könnte ich doch nicht einen so blöden Vorschlag machen.»

Der Macho in Politik und Familie

Und so geht es im Lüchinger-Buch munter und ohne Distanz zum Porträtierten weiter. Der Autor beschreibt darin nur das, was ihm Edgar Oehler vorgesetzt hat. Ausführlich wird die Chronik der Familien Oehler und Eschenmoser geschildert, angereichert mit persönlichen Erinnerungen des Porträtierten. Einmal mehr darf das «Armleute-Kind» aus dem Rheintal die Mär von den Mädchenkleidern erzählen, in die es angeblich gesteckt worden ist. Vom Porsche schwär-



«Ostschweiz»-Redaktionssitzung in den 70er-Jahren: Klaus Ammann, Rosmarie Früh, Hermann Bauer, Edgar Oehler, Hans Stadelmann, Martin Husy und Beat Antenen. (Bild: pd)

men, den er sich in ganz jungen Jahren aus dem eigenen Sack gekauft haben soll, oder von der Gipsfirma, die er ganz allein als HSG-Student aufgebaut hat. Und nicht zu vergessen die langen 15-Stunden-Tage, die ihn permanent auf Trab gehalten hätten. «Alles frei erfunden», sagt heute eine seiner Schwestern.

Die sechs Oehler-Schwester werden im Buch nur am Rand erwähnt. Dabei hätte das für Lüchinger brisanten Stoff abgegeben. Oehlers Knatsch mit einem Teil seiner Schwestern ist talbekannt. Als es nach dem Tod der Eltern um das Familienerbe ging, kam es zum grossen Krach. «Herr Oehler und die hohe Kunst des Zugreifens – wenn auch oft daneben» titelte 1993 die «Weltwoche» und berichtete ausführlich von Spannungen unter den sieben Oehler-Kindern. Die hatten sich in zwei Lager gespalten. Drei Schwestern misstrauten ihrem Bruder bezüglich der Verwaltung des elterlichen Vermögens zutiefst, die drei anderen hielten ihm die Stange. Die Sache wurde zu einem Fall für Anwälte und Gerichte und hat bei den noch lebenden Schwestern bis heute Spuren negativer Art hinterlassen.

«Mehr Kälte denn Wärme»

Oehler und die Frauen – das ist ein Kapitel für sich. René Lüchinger hat die Bundesratswahl von 1983 zum Anlass genommen, ein schönes Muster von Oehlers Frauenbild zu präsentieren und zitiert ihn aus der «Ostschweiz», als die Zürcher SP-Frau Lilian Uchtenhagen erste Frau im Bundesrat werden möchte: «In ihrem Fall melden Parlamentsmitglieder (...), dass sie mehr Kälte denn Wärme ausstrahlt, sich höchst selten zu einem Tagesgruss hergibt und auch sonst wie ein Benehmen hat, welches nicht den landesüblichen Vorstellungen entspricht. Mag sein, dass das ihrer weiblichen Schüchternheit zuzuschreiben ist. In diesem Fall wäre es aber höchste Zeit, dass sie das wahre Benehmen vorzeigt.» Nach solchen Kriterien haben früher Männer Frauen in den Bundesrat gewählt. Oder eben nicht. Zweimal darf man raten, wem Oehler an diesem Mittwoch im Dezember 1983 die Stimme gegeben hat: Der «kalten» Lilian Uchtenhagen oder dem «gmögigen» Otto Stich?

Der bauernschlaue Rheintaler hat in der Politik in manchem Intrigantenstadl grössere und kleinere Rollen gespielt. Auf kantonaler Ebene war er auch längst nach seinem Ausscheiden aus der aktiven Politik für Ranküne zu haben. Als 2008 die christlich-soziale Lucrezia Meier-Schatz als offizielle Regierungsratskandidatin der CVP im ersten Wahlgang fallierte, sagte er jedem, der es hören wollte, wie ihn dieses Resultat freue.

Mann der Wirtschaft

Der Zürcher René Lüchinger hat ohne Kenntnis der St.Galler Politlandschaft ein Buch über Edgar Oehler geschrieben. Als ehemaliger Chef von «Facts» und «Bilanz» wird er aber wenigstens Fundiertes über den Wirtschaftsmann Oehler zu schreiben haben? Erneut Fehlanzeige.

Der Autor lullt den Leser seitenlang mit hinlänglich Bekanntem aus der Firmengeschichte von Arbonia Forster ein, um dann das abrupte Ende von Oehler bei Arbonia im Frühjahr 1990 mit ein paar wenigen Sätzen abzuhandeln. «Was war da plötzlich vorgefallen zwischen dem Patron und seinem Nachfolger?», stellt Lüchinger die richtige Frage. Eine Antwort darauf bekommt er keine. Ein paar Recherchen hätten genügt, und Lüchinger hätte schnell herausgefunden, dass Jakob Züllig mit Edgar Oehler nicht zufrieden war und er ihn nicht als seinen kompetenten Nachfolger sah. Stattdessen lässt sich Lüchinger von Oehler mit dem banalen Satz abspesen: «Mais hat es zwischen uns nie gegeben.»

Doch Oehler bekommt ein Jahrzehnt später überraschend eine neue Chance. Was laut Lüchinger zu seinem «grossen Comeback» führt. Der HSG-Absolvent mit einem Doktorat in Staatswissenschaften – das der Tausendsassa in der Zeit geschrieben hat, als er bereits Nationalrat und Chefredaktor war – wird jetzt zum Ökonomen hochgeschrieben, der endlich das auf dem Rosenberg Erlernte in der Privatwirtschaft in die Tat umsetzen kann.

Nach dem Tod Zülligs wird Oehler der starke Mann bei AFG. Es beginnt die grosse und schnelle Expansion im In- und vor allem im Ausland. Aber das Wachstum ist nicht nachhaltig. Am Schluss passiert das, was der Firmengründer nie wollte: die Zerschlagung des Unternehmens. Bei Arbonia wird Oehler von knallharten Managern verdrängt, denen es egal ist, ob in Altstätten bei Ego Kiefer weiterhin Fenster und Türen produziert werden. Emotionen und regionale Befindlichkeiten, die das wirtschaftliche Handeln Oehlers stark prägten, haben bei ihnen keinen Platz. Die Zahlen müssen stimmen und sonst gar nichts.

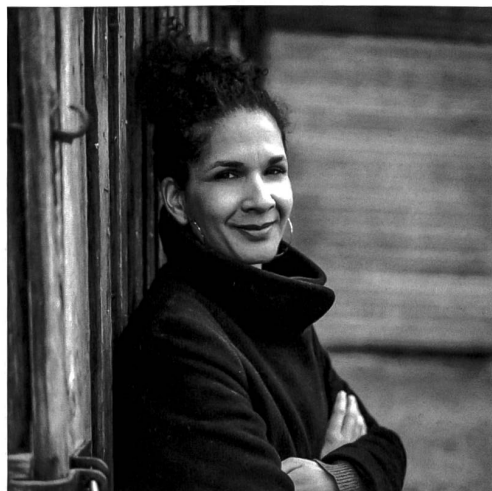
Edgar Oehler, der in seinen bald 80 Jahren nie woanders als in Balgach Wohnsitz hatte, hätte diesen für das Rheintal brutalen Schnitt nie vollzogen. Auch auf die Gefahr hin, dem Gesamtunternehmen dadurch zu schaden. Der Mensch Oehler war eigentlich gar nie geschaffen für das raue Leben in der Wirtschaft. Stellen abbauen oder gar Firmen schliessen war für einen, der geliebt und anerkannt werden wollte, eine fast unerfüllbare Aufgabe. Viel lieber gab er den jovialen und hemdsärmeligen Firmenpatron, und nicht selten auch den lokalpatriotischen Retter in der Not. Der FC St.Gallen, die Bodensee-Schiffahrtsbetriebe oder die Pizolbahnen haben ihm viel zu verdanken.

Mitmenschlichkeit und ein soziales Gewissen sind ihm nicht fremd. Als im Sommer und Herbst 1997 Vertreter von «Tagblatt» und «Ostschweiz» geheime Verhandlungen über eine Fusion der zwei St.Galler Tageszeitungen führten, war Edgar Oehler auf Seite der «Ostschweiz» derjenige, der sich «am anständigsten, sozialverträglich und nicht nur aufs Geld fixiert» verhalten hat. Das sagt einer, der auf Seite «Tagblatt» mit dabei war.

René Lüchinger: *Edgar Oehler, Ostschweizer. Unternehmer, Politiker, Journalist.* Verlag FormatOst, Schwellbrunn 2021, Fr. 38.-

Entwurzelt

Ausschliesslich Frauen – Autorinnen und Künstlerinnen – haben das Wort am diesjährigen Kleinen Frühling Appenzell. Schwerpunkt der Lesungen ist die migrantische Schweiz. Unter anderen stellt Samira El-Maawi ihren Roman einer Identitätssuche als Schwarze Schweizerin vor. Von Gallus Frei-Tomic



Samira El-Maawi (Bild: pd)

Ein Vater zieht für seine Familie von Sansibar in die Schweiz. «Langsam aber sicher verwurzelt er sich», verspricht die Mutter. Aber der Mann von der Insel vor Tansania bleibt auf einer Insel. Einer Insel, von der sich seine Familie, seine Frau und seine beiden Töchter ausgeschlossen fühlen. Eine Insel, der sich die Schweiz verweigert.

Speziell, einen Roman in Händen zu halten, der mit einer Anmerkung beginnt, als wolle er mit einem Beipackzettel vor allfälligen Nebenwirkungen warnen. Aber so wird einem bewusst, was «Weiss» und «Schwarz» als Begriffe alles mit sich herumschleppen: Unterscheidungen, die es doch eigentlich gar nicht gibt, denn die eigentlichen, die wirklich trennen und innerhalb der Gattung Mensch unvereinbar machen, sind jene in den Köpfen und Herzen. Nicht die sichtbaren, sondern die unsichtbaren Unterscheidungen. Nicht die scheinbar offensichtlichen, sondern die verborgenen, die gären, motten und die Seelen von innen zerfressen.

«Meine Hautfarbe läuft überall mit mir mit, und alle sehen sie zuerst»

Vielleicht handelt der Roman von Samira El-Maawi davon. Von der Kluft, die das Schubladendenken aufreisst, vom menschlichen Zwang, alles Leben in Kategorien aufzuteilen. Aber vielleicht ist El-Maawis Buch auch gar kein Roman im herkömmlichen Sinn, sondern vielmehr eine buchlange Meditation darüber, was es heisst, in einer Familie aufzuwachsen, in der der Vater seine Wurzeln im afrikanischen Sansibar weiss und die Mutter eine Schweizerin ist, die alles dafür gibt, den ignoranten Blick auf den Kontinent Afrika aufzuweichen. Der Vater ein Entwurzelter, die Mutter eine Aktivistin.

In der Heimat meines Vaters riecht die Erde wie der Himmel erzählt von der Sehnsucht, zuhause zu sein, zusammenzugehören, sicher zu sein. Erzählt wird aus der Sicht einer jungen Frau oder eines reifen Mädchens, einer Zehnjährigen, die genau spürt, wie zerbrechlich und fragil ihre Welt ist, wie sehr sie bedroht wird.

Ihr Vater, ein gelernter Chemiker, bekommt in der Schweiz nur Arbeit in einer Grossküche, in der er sich streng an die Vorgaben seines Vorgesetzten zu halten hat und nicht einmal die Salatsauce um die Nuance eines Gewürzes verändern darf. Einziger Ort, an dem er seine Freiheit ausleben kann, ist die Küche zuhause. Dort ist sein Labor. Dort lassen sich die Gerüche seiner Heimat herstellen. Dort schreibt ihm niemand etwas vor. «Dort koche ich mir die Schweiz zur Heimat.»

Die Mutter versucht alles, um der Familie Halt zu geben. Sie besucht zusammen mit ihrem Mann Schulen und Kindergärten, sie als Afrikaspezialistin, er als Einheimischer aus Sansibar. Dazu trägt die Mutter Massai-Armbänder und schlingt sich über Jeans und Bluse eine Kanga, ein rechteckiges, buntes Baumwolltuch. «Die Kanga macht sie zu einer weissen Afrikanerin.» Ein Versuch aber, der keinen Frieden stiftet im Ringen ihres Vaters darum, keine Wurzeln schlagen zu können aus Angst, die letzten Wurzeln zu verlieren. Der Vater verschwindet, nachdem er wegen einer Bagatelle arbeitslos geworden ist. Mit einem Mal ist er weg, hat «mein Land mitgenommen». Die Erzählerin fürchtet, dass dies nur ein weiterer Schritt in einer endlos scheinenden Kette von Katastrophen sein wird.

«Gott ist für meinen Vater ein Ausländer»

Der Roman der 1980 in Zug geborenen Autorin und Filmerin ist durchsetzt von Sätzen, die wie Mantras auftauchen, und manchmal steht ein Satz wie ein Monolith allein auf einer Seite. Es ist eine Geschichte, aus der die Autorin nicht aussteigen kann. Eine Geschichte, die einem bewusst macht, wie zerbrechlich das Fundament einer Zehnjährigen sein kann und wie viel Kraft eine junge Seele aufbringen muss, um zusammenzuhalten, was auseinanderzubrechen droht. Nicht nur in ihrem Umfeld, sondern in ihr selbst.

Das Buch, obwohl «keine Eins-zu-Eins-Autobiografie», bedeute für sie, «dass ich mich als Schwarze, Schweizerin und als Autorin emanzipiert habe», sagt Samira El-Maawi im Gespräch. «Ich habe mir Platz genommen und mir selber eine Stimme gegeben. Jedes Kind muss oder sollte sich irgendwann eine eigene Stimme geben.»

In der Heimat meines Vaters riecht die Erde wie der Himmel ist ein wichtiges Buch, weil es von der Ignoranz einer Mehrheit erzählt und von dem Schmerz eines jungen Menschen, der sich wie ein Schmelzbrand in sein Leben hineinbrennt. Samira El-Maawi findet für die Ausgrenzung aus ihrer eigenen Familie Worte, die beim Lesen unter die Haut fahren.

Samira El-Maawi: *In der Heimat meines Vaters riecht die Erde wie der Himmel*, Zytlogge, Bern 2020, Fr. 29.–

Kleiner Frühling Appenzell: 21. bis 24. Mai, diverse Orte in Appenzell

Samira El-Maawi liest am 22. Mai im Rahmen der «Rapid-Lesungen», zusammen mit Anna Stern, Zora del Buono, Hildegard Keller, Meral Kureysli und Dragica Rajčić Holzner. Am Samstagabend liest Iris Wolff aus ihrem in Siebenbürgen und dem Banat spielenden Familienroman *Die Unschärfe der Welt*. Ausserdem stellen 16 Künstlerinnen im Dorf Kern aus, eine Collage erinnert an den Kampf um das Frauenstimmrecht, drei Verlegerinnen geben Auskunft, Frauen lesen aus ihren Lieblingsbüchern und tischen auf.

Dem Kuckuck ins Nest geschaut

In der Folge von 1968 erreichte die Antipsychiatriebewegung die Öffnung der geschlossenen Nervenheilanstalten. Im Dialog zweier fotografischer Positionen zeigt das St.Galler Museum im Lagerhaus Schwarzweissbilder zum Psychiatriealltag in der damaligen Umbruchzeit. Von Wolfgang Steiger



Roland Schneider: Andy.



Roland Schneider: Zimmer.

Allein schon der Umstand, dass Schweizer Anstaltsleitungen Fotoarbeiten zum Psychiatriealltag ermöglichten und sogar noch förderten, weist auf ein offenbar verbreitetes Unbehagen in der Psychiatrie gegenüber den eigenen Institutionen hin. Man befand sich in der Epoche, in der in Italien der Ruf nach Öffnung aller geschlossenen Anstalten und ihre Umwandlung in therapeutische Gemeinschaften laut wurde; in Frankreich verfasste der Psychiater Felix Guattari seine anti-psychiatrischen Schriften, und in Hollywood erhielt der psychiatriekritische Spielfilm *Einer flog übers Kuckucksnest* von Milos Forman mit Jack Nicholson in der Hauptrolle fünf Oscars.

Die 28 Toten vom Burghölzli

1970 erteilte die Leitung der Zürcher Klinik Burghölzli dem Künstler und Psychiatriepfleger Willi Keller den Auftrag, für eine interne Ausstellung den Klinikalltag zu fotografieren. Da ereignete sich am 1. März 1971 im Burghölzli die schlimmste Brandkatastrophe, die jemals die Schweiz heimsuchte. Einige Schweizer Medien haben Anfang März dieses Jahres anlässlich des 50-jährigen Gedenkens mit Augenzeugenberichten an das Ereignis erinnert. In der geriatrischen Abteilung erstickten 28 Patienten im Rauch. Ein Heizstrahler in der Nähe eines Papierkorbes hatte womöglich den Brand ausgelöst. Die genaue Brandursache konnte nicht festgestellt werden, hiess es später von offizieller Seite. Für die reform-

bedürftige Schweizer Psychiatrie musste dieses Ereignis ein Weckruf gewesen sein.

Viele der Opfer waren auf den Bildern Willi Kellers zu sehen. Aus Pietätsgründen kam die Ausstellung damals nicht zustande. Die Fotografien verschwanden für lange Zeit im Archiv Willi Kellers. Erst vor wenigen Jahren beförderte er den fotografischen Schatz wieder ans Licht. Es entstand das Buch *Eingeschlossen* mit dem Untertitel «Alltag und Aufbruch in der psychiatrischen Klinik Burghölzli zur Zeit der Brandkatastrophe von 1971» (Chronos-Verlag, 2017). Jetzt zeigt das St.Galler Lagerhaus Kellers Bilder.

Von Mitgefühl geprägt

Kellers Schwarzweissfotografien stehen in der Tradition der sozialkritischen Dokumentarfotografie. Die Bildsprache ist, fern von Voyeurismus, von Mitgefühl geprägt. Sein Blick legt die Ambivalenz offen, in der sich manche Patienten befanden. Obwohl sie unfreiwillig eingeschlossen waren, machten sie ein Schutzbedürfnis geltend, was angesichts der kommenden Brandkatastrophe doppelt tragisch anmutet.

Dem Fotografen und Psychiatriepfleger gelangen aus seiner Vertrauensposition heraus Aufnahmen aus dem Paralleluniversum seelisch kranker Männer in einer Direktheit, die so noch nie zu sehen war. Mit kenntnisreichen Begleittexten versehen zeigen die Bilder: verlorene Gestalten im Spazierhof mit dem hohen Zaun, einen ausgemer-



Willi Keller: Wand.

gelten Körper beim Bad, sedierte Patienten in ihren Betten im Schlaftsaal, einen Mann mit Kieferbandage im zerschlagenen Korbessel, eine Gruppe im Freien beim Müllverbrennen.

Der innere Impuls

Roland Schneider besass für seine fotografische Annäherung an den Psychiatriealltag einen völlig anderen Zugang. Er war selbst Patient. Eine persönliche Krise verlangte 1987 einen Aufenthalt in der psychiatrischen Klinik Solothurn. Zur Förderung des Heilungsprozesses liessen ihn die Ärzte uneingeschränkt in der Klinik fotografieren. Der kreative Prozess sollte Schneider helfen, zu sich selbst zu finden. Der professionelle Fotograf funktionierte sein Zimmer zum Fotoatelier um und schuf in der Folge einen hochkarätigen Werkzyklus.

Auch er fotografierte ausschliesslich in schwarz-Weiss. Schneiders Bilder sind vom Hochschullehrgang für Industriefotografie geprägt. Als Gestaltungselemente dienen in diesem Genre radikale Ausschnitte, abstrakte Formen und grafische Strukturen. In der Klinik kommt eine neue Dimension dazu. Roland Schneider findet zu einer ganz besonderen Bildsprache, die Ernst Zoss, der Chefarzt der kantonalen psychiatrischen Klinik Solothurn, wie folgt definiert: «Jedes Bild löst im Inneren einen Impuls, eine Empfindung, ein Gefühl aus, das sich dem Intellekt entzieht. Mit der vertrauten analytischen und zerlegenden Betrachtungsweise sind diese Bilder nicht erfassbar; sie wirken als Ganzheit als Einheit.»

In einer speziell für die Ausstellung vergrösserten Aufnahme verdeckt ein junger Mann mit kurzgeschorenen Haaren mit den Händen das Gesicht. Zwischen den aufgefächerten Fingern blitzen die Augen. Angst und Neugierde

drückt das Porträt aus, aber auch Vertrauen in den Fotografen ist zu spüren. Auf einer Schiefertafel sind innerhalb einer grabsteinähnlichen Kreidelinie die Tage des Jahres 1987 als Striche markiert. Eine Reihe Lavabos und Handtüchlein am Haken rufen nach Ordnung im Chaos. Die zerbrochene und mit Karton geflickte Standuhr steht als Metapher für die in der Klinik verbrachte Zeit. Schneiders Klinikaufnahmen zeigen nicht mehr eine reine Männergesellschaft. Unter anderem fotografierte er auch eine Mitpatientin im Gegenlicht mit aufgesetzter Dreikönigskrone.

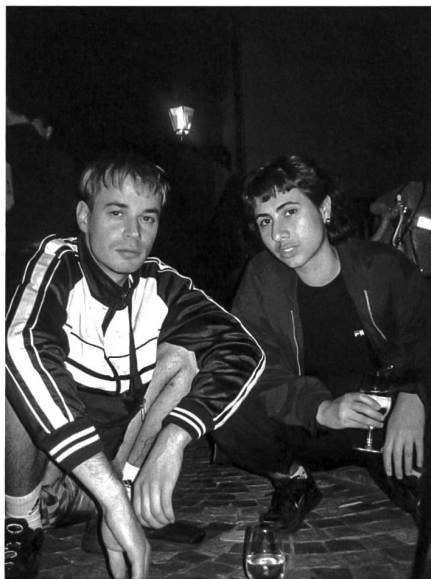
In der Solothurner Klinik herrschte ein offener Geist. Nach der Entlassung aus der Klinik konnte Roland Schneider eine Ausstellung seiner Bilder am Ort ihrer Entstehung unter dem Titel *Zwischenzeit oder der Weg ins Freie* einrichten. Auf einem sieben Meter langen Tisch lagen 120 in Klarsichtfolie verpackte Bilder zum darin Wühlen. Im Museum im Lagerhaus ist dieser Wühltisch in einer Vitrine nachgestellt.

Das Living Museum

Erweitert werden die Fotobeiträge durch künstlerische Arbeiten aus dem Living Museum Wil. Als Errungenschaft der Psychiatriereform-Bewegung entstand 1983 in New York das Konzept des Living Museum. Seit 20 Jahren besteht auch in Wil ein solches Atelier mit Ausstellungsraum, in dem psychisch erkrankte Menschen schöpferisch tätig sein können. Während der Dauer der Ausstellung wird das Museum im Lagerhaus temporäre Dependence der Wiler Institution.

«Heim 1: Gast 0»

Ranzige Bässe und melancholischer, aber umso trotzvollerer Widerstand gegen die Mehrheitsgesellschaft und deren Strukturen: Freizeittechnologie Of Switzerland ist on Fire.
Von Corinne Riedener



Freizeittechnologie Of Switzerland: Linus Lutz und Sam Assir. (Bild: Joris Lutz)

Freizeittechnologie of Switzerland hat wieder zugeschlagen. Knapp ein halbes Jahr nach der ersten EP bringt das flehende Duo – Linus Lutz und Sam Assir, beide aufgewachsen in St.Gallen und mittlerweile im Kunststudium in Bern und Halle – bereits die zweite heraus: *SPORTWASSER EP*. Das anarchische Freudenfest, das wir auf der *RUM COLA EP* – *CUBA LIBRE EP* gefeiert haben, ist in der Zwischenzeit weit fortgeschritten.

Jetzt liegen wir zu später oder früher Stunde, je nach Lebenseinstellung, irgendwo zwischen Glastisch und abgewetzter Ledercouch auf dem Flokati, rundherum additive freie Zigistummel, Baseballschläger, Strassendreck, Billigprösidosen, und langsam, aber stabil sind wir beim harten Zeugs angelangt. *Sportwasser* aka Wodka: immer gut. Klares macht schliesslich klar im Kopf, das haben langjährige Feldversuche gezeigt. Afterpartylevel, aber von der guten Sorte, also nicht irgendwo bei aufdringlichen Fremden in Innenstadt-Maisonettes, sondern im schäbigen Probekeller. Wo die Matratzen noch nach Mehrzweckhalle riechen und die Shots aus Espressoassens kommen.

1 Toast aufs Low-Budget-Kampfmaterial

So liegen wir da, Arm in Arm als Pandemiemnäuel, und denken wohligh zurück an die Musen, die auf der ersten EP mit Knarren und Versace-Bandanas durch die Gassen scharmützelt sind. Aus der fast leergehörten Boombox simmert *KATANA*, der Opener der neuen EP, und erzählt davon, wie man auch mit Low-Budget-Kampfmaterial Anzugträger ausbluten lassen kann: «Hab keine Katanas, keine Butterflies, bloss die jahrhundertlang gewetzten Küchenmesser unserer Grossmütter», singt Sam. Nächste Runde, hopp.

Linus schenkt Bass und Orgeln ein. *AK*, das heisst «Ra-ta-ta», be my Quarantine. Ja klar würd' ich in nem Panzer! «Sei mein roter Stern», lallt Sam leicht heiser. Vielleicht von

den letzten paar durchzechten Nächten, vielleicht aber auch heiser vom unablässigen Anschreien gegen das Patriarchat und den Spätkapitalismus, der eigentlichen Pandemie. Da sind wir nun, im Morgengrauen, im Rausch, im Panzer an der Front. Die Luft stickig, die Finger stickig. «Brauch n'Girl mit ner AK», fordert Sam. «Ra-ta-ta, sei mein Girl. Bau' dir ein Monument, oh Girl, für das gute Leben, würd' ich mit dir kämpfen. Kalaschnikow-Leben.»

Nach dieser feuchten Panzerfantasie wirds wieder Zeit für ein bisschen Politik. Scheiss auf Kuschneln danach, nicht heute, nicht, solange die Schweiz Frauen noch vorschreibt, was sie zu tragen haben, nicht, solange sie das Andere, das «Fremde» nicht als das Ihre akzeptiert und Raki nicht den gleichen Stellenwert wie Zeller hat. «Heim 1: Gast 0», heisst es in *DELAM* – die traurige Bilanz der Schweizer Integrationspolitik, die für die Betroffenen alles andere als ein Spiel ist, auch wenn in diesem Land viel auf Grünflächen gelöst wird. Grillfest, Grümpeli, Gartenbeiz. «Delam milarze», singt Sam, «mein Herz zittert».

Schneggeobig, kennsch?

Gut, dass Linus noch eine Flasche Sportwasser aus der Couchritze hervorzieht, Tiefkühler sind überbewertet, wir sind cool genug, geben uns zumindest so, aber der Morgen naht und die Gemüter sind erhitzt. Ex und hopp und überhaupt, langsam steigt wieder das Aggressionspotenzial. Zum Beispiel auf «Typen in Führungsetagen», auf «weisse Männer» und Dudes, die «breitbeinig im Büro» sitzen. *MARMOR!* Sollen sie ihre Schädel auf ihm blutig schlagen, wenn wir ihnen das Bein stellen.

Bald ist der neue Tag da, ein Donnerstag, was sonst, Wochenenden brauchen nur die leistungsgetriebenen Maiso-nette-Start-Upper. Wir sozial Schwachen, aber im Herz Starken gehen an Mittwochen steil – Schneggeobig, kennsch? Kampf ist überall, im Club, auf Arbeit, im Gemeinschaftsgarten oder morgens um sieben «zwischen Glastisch und Couch», wie Sam und Linus in *ZARANOFF* singen. «Si-si-si. Sponsored by Pepsi». Immer noch besser als sponsored by Papi. Ausruhen ist ein Luxus, den nicht alle haben. Oder wollen.

Als Autobahn in die Kaputttness würden Deutschlehrer und Buchhalterinnen die *SPORTWASSER EP* vielleicht bezeichnen. Oder in deren Sprache: als Abstecher in renitente Abgründe. So wie sie auch die Jungen in St.Gallen, die an Ostern ausgetickt sind, kaum verstehen. Doch Menschen, die mitgehen bei DIY-Attitüde, ranzigen Bässen, melancholischem, aber umso trotzvollerem Widerstand gegen die Mehrheitsgesellschaft und die herrschenden Strukturen werden sich Freizeittechnologie Of Switzerland nosogern geben, nicht nur an der nächsten Afterhour. Sam Assir und Linus Lutz erzählen den Untergang von EP zu EP weiter. Genauso kaputt produziert, wie die Welt ist.

Freizeittechnologie Of Switzerland: *SPORTWASSER EP*
Erhältlich auf Bandcamp: ftos.bandcamp.com/music
Mehr dazu: saiten.ch/nah-an-der-randale.ch

Höllenritt der Terror-Schwestern

Das Theater St.Gallen spielt wieder, wenn auch nur für 50 Personen. Als erste Premiere nach dem Lockdown hatte im Provisorium *König Lear* nach Shakespeare Premiere. Von Peter Surber



Generationenkampf: Lear (Christian Hettkamp) und Goneril (Tabea Buser). (Bild: Jos Schmid).

«Wenn wir alle so reden, verstehen wir uns bald gar nicht mehr.» Da hat er nicht unrecht, Graf Kent, der sich als Narr verkleidet hat – stellenweise versteht man als Zuschauer tatsächlich kaum noch etwas in den Turbulenzen dieser *Lear*-Adaption. Besonders im langen ersten Teil übertönt der Klamauk die Inhalte.

Lears «Scheinwelt» ist hier die Welt des Internets, der Virtual-Reality-Brillen, die sich die königlichen Herrschaften aufsetzen und mit denen sie ihre Followers beglücken oder ihre intriganten Mails verschicken. Der alte Herrscher gibt zwar seine Herrschaft in die Hände der Töchter, aber er kommt nicht los vom Machthunger und von der Täuschung, noch immer der König zu sein. Es ist ein schizoide Zustand, den der Autor der Fassung, Thomas Melle, bestens kennen dürfte: Er leidet selber an einer bipolaren Störung und hat darüber unter anderem das Stück *Versetzung* geschrieben, das 2019 in St.Gallen aufgeführt wurde.

Psychogramm eines Terroristen

Aber einer spricht glasklar und unmissverständlich: Edmund. Der uneheliche Sohn von Gloucester zieht die Fäden in diesem Stück, das nach seiner Regie verlaufen soll: Weg mit dem bevorzugten, ehelich geborenen Bruder Edgar, hin zur Macht, wozu ihm alle Mittel recht sind. Der erste Auftritt Edmunds ist ein Paukenschlag im Wortsinn: Mit dem Beil haut er einen

Keil zwischen Kent und Gloucester in den langen Gralstisch, der die Mitte der Bühne dominiert als Laufsteg des Machthungers, der Eifersucht und des Wahnsinns.

Edmund, obwohl die verlogenste aller Shakespeare-Figuren, spricht zugleich die bösen Wahrheiten aus, die Melle aus der Vorlage herauskristallisiert. Etwa: Humanismus ist etwas für die Mehrbesseren, die aus ihren Palästen Gleichheit und Gerechtigkeit auf das Volk herabpredigen. Oder: Es gibt kein Schicksal, das von Sternen oder Dynastien vorbestimmt ist – es gibt nur das Recht des Stärkeren und Schamloseren. Oder: Alle Macht den Bastarden. Alle Macht dem Volk, dessen stärkster «Muskel» er, Edmund ist.

In der Figur des Edmund, mit trotziger Verletzlichkeit gespielt von Tobias Graupner, kommt diese *Lear*-Fassung auf den Punkt: Es ist das kritische Porträt eines Faschisten, des Verlierers, der sich zum Sieger aufschwingen will und sich am Ende auf dem Königsthron unverblümt seiner «Diktatur» rühmt. In ihm spiegelt sich der Aufstieg von Rechtsextremisten, von Terroristen, von «Wir sind das Volk»-Schreibern von Berlin bis zum Kapitolsturm von Washington. «Weg mit der verdammten Mitte» schleudert Edmund einmal seiner Mutter entgegen.

«Kein Paradies ohne Höllenritt»

In dieser Figur und ihrer prahlerischen Männlichkeit steckt der eine politische Zündstoff dieses Stücks – ein Männerbild, dessen altersverrücktes Zerrbild Christian Hettkamp als Lear schillernd verkörpert. Den anderen Gender-Zündstoff liefern die Töchter Goneril (Tabea Buser) und Regan (Pascale Pfeuti), die sich in einem gewalttätigen, verqueren Feminismus gegen das Patriarchat auflehnen, die falschen Sandburgen ihrer Kindheit zerstören und der alten Zeit mit «neuen Schlachten» den Garau machen wollen. «Kein Paradies ohne Höllenritt» proklamieren die Terror-Schwestern.

Melles *König Lear* ist – beziehungsweise wäre – ein so hellsichtiges wie illusionsloses, stellenweise allerdings auch plakatives Stück um den Kampf der Generationen und der Geschlechter. Die St.Galler Inszenierung der Schwestern Christine und Franziska Rast stülpt nun aber mit der Virtual Reality eine Assoziationsebene zu viel darüber. Das Spiel mit VR-Brillen, Comic-Assoziationen, grotesken Kostümierungen und Requisiten nimmt dem Stück seine Brisanz, versetzt es in ein seltsam altmodisches Game-Ambiente und zwingt das Ensemble in ein spielerisch enges Korsett.

Nach der Pause lockert sich dieses Korsett zum Glück. Und mehr und mehr übernehmen die Narren das Regime, der verrückt gewordene Lear, sein witzereissender Begleiter Kent (Martina Momo Kunz), der in die Rolle des Toren geschlüpfte Edgar (Frederik Rauscher), der durch das Stück stolpernde Diener Oswald (Anja Tobler) und die gebendete Gräfin Gloucester (Birgit Bucker). Die musikalischen Fäden in der Hand hat Cordelia, verkörpert von der Sängerin und Multiinstrumentalistin Gina Eté.

Die ausführliche Fassung dieses Texts erschien auf saiten.ch/hoellenritt-der-terror-schwestern

König Lear: Vorstellungen am 2., 9., 17., 18., 19. und 20. Mai theatersg.ch

Provinz? Nicht in Steckborn am Untersee!

Seit fünf Jahren vernetzt Judit Villiger im Haus zur Glocke Kunstschaaffende und Publikum. Das Konzept ist ebenso schlicht wie schlüssig: Ort der Kunst- und der Kulturproduktion, Ort des Beisammenseins und des Austauschs darüber.
Von Dieter Langhart

Schon der Name «Haus zur Glocke» weckt den Gwunder und klingt nach Glück. Das uralte Haus an der Seestrasse in Steckborn knarrt und lebt, ist ebenso verwinkelt wie offen für Kultur und Begegnung. Judit Villiger ist die treibende Kraft hinter dem Haus. Die Künstlerin und Kulturvermittlerin hatte eine Vision, die sie seit fünf Jahren als «work in progress» entwickelt. Seit den zwei Eröffnungswochenenden im April 2016 sind 19 Ausstellungen über die Bühne gegangen, im ersten Jahr deren drei, seither je vier. Und sie waren mehr als reine Kunstpräsentationen: Stets gehörten Gespräche, Lesungen, Musikperformances und Erkundungstouren dazu, um flankiert von den Kunst-Suppen bei Brot und Wein diskutiert zu werden.

Zu jeder der Ausstellungen entstand eine kleine Dokumentation mit einem kunsthistorischen Text. Diese Publikationen versammelt ein Schuber in limitierter Auflage, den der Thurgauer Verlag Saatgut dieser Tage herausgebracht hat. «Zu den ersten sechs Ausstellungen war keine Publikation erschienen», sagt Judit Villiger am langen Brot-und-Wein-Tisch, «jene wurden nun aus dem gesammelten Material quasi rekonstruiert.» In der Jubiläumspublikation blickt Gabriele Lutz als Co-Herausgeberin auf diese fünf ersten Jahre zurück, samt Zitaten zur «Glocke» aus den Medien und von beteiligten Kunstschaaffenden. Die Quintessenz der 20 Bändchen im Schuber ist das Destillat der ersten fünf, alles andere als mageren Jahre.

Odyssee am Untersee

Schon das erste Jahr prägte ein Austausch übers Wasser und über die Landesgrenze, eine Bootsfahrt zwischen Gaienhofen und Steckborn. Die Leute von der Höri kamen herüber und schauten sich um, und Schweizer:innen schauten sich drüben um, denn eigentlich sollte das Wasser die Landesgrenze aufheben. «Insgesamt viermal sind wir mit Booten zwischen den beiden Ufern und beiden Kulturorten hin und her gefahren.»

Dieses Jahr ist eine «Odyssee am Untersee» mit einem gemieteten Schiff geplant, an der neben dem Haus zur Glocke das Vinorama-Museum in Ermatingen (ebenfalls in einem altherwürdigen Haus untergebracht) und das Hesse-Museum Gaienhofen mitmachen. Start ist in der «Glocke» mit einer Performance, dann die geruhssame, also verlängerte Überfahrt samt einem Theater an Bord, eine weitere Theaterszene auf dem Dorfplatz vor dem Hesse Museum, der Ruderclub Steckborn macht mit und die Komponistin und Chorleiterin Julia Schwartz aus Frauenfeld. «Der Umweg ist das Ziel, also die Musse», sagt Judit Villiger. In Ermatingen sei dann Schluss, wo Penelope die muntere Gesellschaft erwarte.

Das Haus zur Glocke beherbergte früher einen Weltladen. Als dieser nach einem Vierteljahrhundert totgelaufen war, löste sich die Genossenschaft auf, und das Haus fiel vertragsgemäss an die Turmhof-Stiftung, die hier das Büro für das Kulturzentrum des Turmhofs einrichten wollte. Der Stiftung ging es aber finanziell immer schlechter, und als Besitzerin des Hauses wollte sie es abtossien. «Viele im



Judit Villiger bespricht mit Otmar Eder seine Ausstellung mit Werner Widmer.
(Bild: Dieter Langhart)

Städtchen wollten es retten, wegen des guten Geistes, der darin war», sagt Judit Villiger, die mit ihrem Partner Christoph Ullmann im Haus gegenüber wohnt. Sie legte der Bank ein Konzept vor: «halb Kulturort, halb privat.»

Der Deal kam nach über einem halben Jahr Verhandlungen zustande. Und alles ging nur auf, weil der Umbau mit minimalen Mitteln und viel Eigenleistung durch Christoph Ullmann, der alte Häuser liebt, geleistet werden konnte. Denn das Haus sollte nicht vermietet werden müssen, sondern für die eigenen Ideen genutzt werden können. Ein Teil Atelier, ein Teil Ausstellung, gerahmt von einer einfachen Restauration, so war zu Beginn der Plan. Für das Gastroskonzept kamen die Frauen, die den Weltladen betrieben, zu Hilfe und wurden damit Teil des Projekts.

Kurz: Es gelang, dem Haus seine Ausstrahlung zu erhalten. Die Stadt Steckborn war dem Unterfangen von Beginn an grundsätzlich gut gesinnt. Und Judit Villigers Arbeit blieb



nicht unbeachtet: 2018 hat sie den Thurgauer Kulturpreis gewonnen, 2020 einen der Förderpreise Kuratieren der Internationalen Bodenseekonferenz IBK. Seit November unterstützt ein Betriebsverein und ein breiter abgestützter Förderverein das Glocke-Team. Zudem peilt Villiger eine Leistungsvereinbarung mit dem Kanton Thurgau an – sie würde Planungssicherheit bieten.

Keine Zeit für Kunst

Hat sie Erfolg mit ihrem Haus zur Glocke? «Ja. Doch ich hätte nie gedacht, dass ich so weit käme mit meiner Idee, Kunst nach Steckborn zu bringen.» Das vergangene Corona-Jahr sei zwar kein Erfolg gewesen, was die Besuchszahlen anbelangt, doch das Echo der beteiligten Kunstschaffenden und der teils weithergereisten Besucher:innen sei sehr positiv gewesen, und oft seien gute Kontakte daraus entstanden.

Netzwerke sind wichtig in diesem Geschäft. Mit ihrer Praktikantin Iona Poldervaart, 25 Jahre alt, habe sie den Sechser im Lotto gezogen; sie bringe Energie, einen klugen Geist und frischen Schwung ins Haus.

Seit 2012 unterrichtet die 54-jährige Judit Villiger an der Zürcher Hochschule der Künste. «Ich brauchte nach den vielen Jahren der Lehre ein Forschungssemester, um das zu reflektieren, was ich da mache», sagt sie ernst, «ich schreibe derzeit, und da bleibt keine Zeit für Kunst und Ratartouille.» (So nennt sich das diesen Winter ausgeschriebene neue Förderformat der Thurgauer Kulturstiftung.) Im vergangenen Jahr habe sie sehr viel geplant, doch pandemiebedingt nur wenig umsetzen können. Und letztmals gemalt habe sie 2015, vor dem Umbau des Hauses zur Glocke.

Zur Auflockerung unseres Gesprächs eine Ein-Wort-Antwort-Schnellumfrage fast wie am Fernsehen:

Kunst? «Wieder.»

Publizistik? «Spannend.»

Kuratieren? «Gut, aber aufwendig.»

Haus zur Glocke? «Unternehmerin.»

Pädagogin? «Könnte es hinter mir lassen.»

Judit Villiger mag die Lehre, die zu Forschung führe, auch zum Abstrahieren. Das ist die eine Seite, die theoretische, die sie interessiert, doch genauso stark ist die praktische. «Ich bin Optimistin», sagt sie mit einem Ausrufezeichen, «eine Zweckoptimistin, eine Macherin.» Und: «Ich gebe nicht auf.» Wo sieht sie sich in sieben Jahren? «Das Haus zur Glocke läuft selbständig, ich kann mich in den Hintergrund begeben, junge Leute sind am Werk, und das Publikum ist durchschnittlich 35 Jahre alt – von heute 55. Dadurch wird für mich eine Gastdozentur zu 50 Prozent für kunstpädagogische Phänomenologie in Chicago möglich, und daneben betreibe ich wieder 50 Prozent Kunst im eigenen Atelier.» Sie schränkt ein: «Ich habe meine eigene Kunst nie wirklich aufgegeben. Denn sie ist für mich Haltung: etwas zu machen aus dem, was ist.» Sie sagt mit einem Lächeln: «Ich würde gern wieder ein Bild malen.» (Ihr Atelier hat sie hier, unterm Dach.) «Ich würde vielleicht mehr in Richtung Malen als Schreiben gehen.» Ihre Dissertation sei lediglich ein Prozess, um irgendwie weiterzukommen. Und ein «Riesen-Abenteuer».

Sehnsucht nach dem Unaufgeräumten

Reflexion bezeichnet Judit Villiger als das A und O ihrer Arbeit, welcher auch immer. Daneben brauche sie den permanenten Bezug zur Materie («dafür ist das Haus zur Glocke ideal»), sie müsse tief bohren bis hinab zum Material, zum Sinnlichen, um von dort her zu reflektieren.

Bleibt da Platz für ein Privatleben? Sie verneint. «Das Haus zur Glocke ist meine verlängerte Stube, quasi halbprivat, doch mein Atelier und mein Büro sind ganz privat.» Hat Judit Villiger einen Wunsch für Steckborn? «Ich mag leerstehende Brachen oder Fabrikgelände, doch was hier alles verbaut und überbaut wird, bedrückt mich.»

Das erinnert mich an den Zustand von Stadtlandschaften, die mich faszinieren und die ich zunehmend vermissen, so das Soho der 1990er-Jahre in New York, etwas, das so ähnlich in Teilen von Athen noch heute lebendig ist, und dorthin ziehe es sie zunehmend, sagt Villiger. Weg vom Aufgeräumten, wenn sowas noch möglich ist.

Das KAFF wird mobil

Das Frauenfelder Kulturlokal KAFF soll einen festen Platz auf dem Unteren Mätteli bekommen. Und bietet damit der ständigen Zügelei und hohen Mieten trotzig die Stirn. Von Judith Schuck



Anna Villiger und Jasmin Studerus am künftigen KAFF-Standort. (Bild: Judith Schuck)

Das Bauprojekt «KAFF auf Dauer» sei ganz fest auf dem Mist des Architekten gewachsen, sagt Anna Villiger, Vize-Präsidentin des Vereins Kulturarbeit für Frauenfeld. «Doch wir stehen in regem Austausch mit ihm.» Joel Introvigne war früher selbst aktives Mitglied beim KAFF, das seit gut 15 Jahren und damit als erstes das Feld alternativer Kultur in der Kantonshauptstadt bespielt. «In den letzten Jahren mussten wir dreimal zügeln.»

Diese ständige Entwurzelung sei ein Hauptgrund für die Idee des Projekts gewesen. Denn künftig sollen die Konzerte, Lesungen und Bar-Abende in einem mobilen Holzpavillon stattfinden. Die Stadt Frauenfeld steht hinter dem 900'000-Franken-Projekt. «Wir arbeiten sehr gut mit der Stadt zusammen, aber sie hat uns gegenüber auch eine Bringschuld», findet Jasmine Studerus. Neben ihrem Studium der angewandten Psychologie ist sie in einem kleinen Pensum von 10 bis 20 Prozent fürs Sekretariat im KAFF zuständig.

Synergien im Unteren Mätteli

Die Stadt war es, die sich stark dafür einsetzte, einen Platz für das neue KAFF zu finden. Auf einem «an sich langweiligen Parkplatz», wie Anna das Untere Mätteli am Bahnhof nennt, wird dem Holzpavillon bis 2024 Bleiberecht garantiert. Die Baueingabe fand am 1. April statt. Ganz so langweilig ist der Platz allerdings gar nicht. Mehrere Holzschuppen, die als Lagerhallen für Schneefahrzeuge, für das KAFF selbst und die Bus-Bar «Haltestelle» des Vereins «Fründeskreis» dienen, umrahmen das Feld.

An einem der Schuppen ist ein Taubenschlag angebaut. Das ist schon mal ein Hinweis auf das, was hier kommen wird: viel Leben. Mit dem «Fründeskreis» hätten sie im Oktober bereits gemeinsam eine Rollschuhdisco organisiert. Die beiden Kulturvereine passten super zusammen und könnten sich künftig gegenseitig befruchten. Eine regelrechte «Kulturoase» könne hier entstehen, schwärmen die beiden.

Dass die Stadt diesen zentralen, rasch vom Bahnhof erreichbaren und in unmittelbarer Nachbarschaft der Theater-

werkstatt «Gleis 5» angesiedelten Ort ausgesucht hat, steht im Zusammenhang mit der Ausgestaltung des Murgbogens, die für die kommenden Jahre ansteht. Das «Schlüsselprojekt Murgbogen» soll Begegnungsfläche im öffentlichen Raum schaffen.

«Für uns ist diese Lösung eigentlich ein perfekter Kompromiss.» Jasmine Studerus blickt zuversichtlich in die Zukunft und auf das, was sich in ihrer Stadt entwickelt. Wenn sie mit ihrem KAFF-Mobil das Untere Mätteli dann doch wieder verlassen müssten, «können wir mit unserem Klotz einfach an einen anderen Ort.» Der geplante Pavillon ist komplett ausgestattet mit Saal, Bühne, WCs und Garderoben. Durch Bauwagen könne der Haupttrakt in weiteren Schritten ergänzt werden. Selbst ein Aussenbereich mit eigener Bar ist geplant, ein Zugewinn zu den alten Beizen. Dieser schaffe die Möglichkeit, enger mit dem «Fründeskreis» zusammenzuarbeiten.

Module für jeden Anlass

«Das KAFF gilt als Treffpunkt für junge Leute, die sich einbringen und ein Stück weit selbst verwirklichen wollen», beschreibt die Vize-Präsidentin ihren Verein. Das neue Lokal biete dafür die perfekten Voraussetzungen, da die Bühne je nach Veranstaltungsart modular grössenverstellbar sei. Ein kleiner, lokaler Act oder eine Lesung benötigten andere Verhältnisse als eine grössere Band.

«Wir wünschen uns ausserdem eine gewisse Professionalisierung und Öffnung für ein breiteres Publikum», sagt Anna, die gerade ihr Studium zur Kulturvermittlerin abgeschlossen hat. Im Rahmen des Crowdfundings fürs «KAFF auf Dauer» kuratierte sie gemeinsam mit Oliver Frei die Ausstellung «Nonkonform» in der Stadtgalerie Balieri, in der die Mitglieder zeigen konnten, was sie ausser Feiern sonst noch so draufhaben: Bilder, Fotografien, Skulpturen, Sound-Installationen, Modeschöpfungen, Comics oder feministische Kunst.

Durch das Crowdfunding kamen insgesamt 107'883 Franken zusammen. Die Stadt beteiligt sich mit 300'000 Franken, vom Kanton erhofft man sich ebenso viel. Selbst muss das KAFF auch noch 300'000 Franken beisteuern. «Klar sind wir noch auf Spenden angewiesen.» Anna Villiger ist dennoch optimistisch, dass sie und ihre Mitstreiter:innen das Projekt finanziell gestemmt kriegen. Vielleicht müssten sie ein Darlehen aufnehmen, aber eine Lösung werde sich finden.

«Wir haben ein gutes Polster», sagt auch Jasmine. Die letzten Saisons liefen überdurchschnittlich; dadurch, dass der Architekt aus den eigenen Reihen sei, sparten sie an dieser Stelle ein. «Von Corona haben wir im Grunde profitiert, da unser Mietvertrag ablief. Die Zeit ist gut, um uns auf das neue Lokal zu konzentrieren», schliesst Anna.

Irdisch ausserirdisch



Das Spektrum der Zukunftsvisionen ist weit, nachzulesen auf der Homepage zukunft-alpenhof.ch: «Innovatives selbst-generiertes Arbeiten in Verbindung mit Wohnen» steht da als Möglichkeit, «Mitdenken von nachhaltigen Lebenskonzepten», «Gastbetrieb mit offenem Profil» oder «Anregungs- und Inspirationsort, durch Bibliothek, Aussicht und durch Aktivitäten, die sich aus dem Gebäude heraus ergeben». Aber auch: «Ausserirdisches auf dem Planet Erde».

Der Alpenhof, auf 1100 Metern hoch gelegen mit fantastischem Weitblick über das Rheintal und in die Österreicher Alpen hinein, war seit jeher irdisch und ein bisschen auch überirdisch ausgerichtet. Dazu trägt nicht nur die Lage bei, sondern auch die Bibliothek Andreas Züst: Der im Jahr 2000 verstorbene Fotograf, Maler und Naturwissenschaftler hat sich zeitlebens leidenschaftlich mit Gletschern, Wolken und Winden, aber auch mit Popkultur oder Mystik beschäftigt.

Züst rund 10'400 Bände umfassende Bibliothek ist seit 2010 ein Kernstück des Alpenhofs, als Forschungsquelle ersten Ranges. Dafür schreibt die Bibliothek seit einigen Jahren Residenzen für Kulturschaffende aller Sparten aus, die aus aller Welt nach Oberegg kommen. Für Arbeitsaufenthalte abseits des Alltags, solo oder in Gruppen, habe sich der Alpenhof über die Jahre besonders bewährt, sagt Mara Züst, die Besitzerin des Gebäudes und Verantwortliche für die Bibliothek ihres Vaters. «Es ist weniger ein Ort für romantisches Ausspannen als fürs konzentrierte Schaffen.» Die Bibliothek soll denn auch öffentlich zugänglich bleiben: Das ist eine der Bedingungen für die künftige Nutzung.

Mit 24 Betten, einem grossen Raum samt Küche und weiteren Räumen

Der Alpenhof erfindet sich neu: Besitzerin Mara Züst schreibt einen Ideenwettbewerb dafür aus, was in dem «Kulturfrachter» im innerrhodischen Oberegg künftig passieren soll. Von Peter Surber

ist der Alpenhof auch für Restaurations- und Gastronomie-Zwecke eingerichtet. Diese kamen aber nie recht zum Fliegen. Allem voran mache die Lage weitaus vom Publikumsverkehr – ausser an sonnigen Sonntagen, wenn sich auf dem St. Anton die Töffe, Velos und Wanderer drängen – ein klassisches Kulturprogramm schwierig, sagt Mara Züst. Zudem gebe es die «perfekte Ausflugsbeiz» bereits, einige Schritte vom Alpenhof entfernt.

Die Ausschreibung lasse diesen Punkt denn auch bewusst im Vagen: «halb-öffentliche Angebote mit kulturellem Charakter» sind immerhin gewünscht und ein Verständnis des Alpenhofs als «Ort des Gastgebens und Handreichens». Kombinationen mit anderen Nutzungen seien wohl realistisch, zum mit einer sozialen oder kulturellen Ausrichtung. Wobei sie «Kultur» weit gefasst verstehe, als ein Tun, das «zusammen Raum schafft, losgelöst von kommerziellen Zwängen».

Ausdrücklich hält Mara Züst fest: Eine Rendite ist nicht das Ziel, sowenig wie bisher, als der Alpenhof (bis 2018) von einem Verein getragen war. Mit der Jahresmiete von 24'000 Franken sollen im wesentlichen die Fixkosten gedeckt werden. Mit welcher Betriebsform und -idee das Haus flott für die Zukunft gemacht werden kann, skizziert die Ausschreibung ebenfalls offen: «Arbeitsgemeinschaft, Betriebs- und Wohnverein, Eigensinniger Gastbetrieb, Partizipative WG, Soziokratisches Kulturhaus, Atelierresidenz, Soziale Kunstateliers» werden als Varianten genannt – «...oder etwas, das bis jetzt schlicht unvorstellbar war».

Seine neue Rolle soll der Alpenhof ab Juli 2022 finden. Das kommt zeitlich zusammen mit der Pensionierung der langjährigen Gastgeberin Bea Hadorn. Und es lässt Zeit für einen zweistufig angelegten Findungsprozess: Bis Ende Mai können Projektskizzen von maximal einer A4-Seite eingereicht werden. Eine Jury wählt aus und lädt im Juni zu Besichtigungsterminen ein. Anschliessend sollen die ausgewählten Ideen konkretisiert werden mit Beteiligten, Budget und Finanzierungsplan. Ende September soll entschieden sein, in welche Richtung der Frachter neu Fahrt aufnehmen soll.

zukunft-alpenhof.ch

Kultur-Proteste



Der Lärm ist ohrenbetäubend – tausend Kistendeckel werden im Takt aufgeklappt und zugeknallt, aufgeklappt und zugeknallt. Auf der Piazza del Popolo in Rom haben am 18. April auf diese Weise die Kisten-Profis protestiert: Technikerinnen und Techniker der Event- und Veranstaltungsbranche, Licht- und Tonspezialisten und all die anderen, backstage unentbehrlichen Dienstleister der Kultur. «Vivere per non morire lentamente nell'indifferenza» lautete die Parole gegen das «langsame Sterben» der Kultur.

Ebenfalls lautstark und kreativ fallen die Protestaktionen in Frankreich aus, ein Flashmob am 8. April am Pariser Gare de l'Est unter dem Motto «Danser encore» oder die musikalische und getanzte Demonstration am 18. April vor dem Odéon in Paris. «Culture sacrifiée» und «création en danger» ist auf Plakaten zu lesen. Dutzende von Theatern sind in Frankreich inzwischen besetzt, allen voran kämpfen die «intermittent-es du spectacle» um ihren Status und ihre vom nicht enden wollenden Lockdown bedrohte Existenz.

Während die Schweiz wenigstens über Öffnungen und sogar über Grossanlässe im Sommer diskutiert, sieht es in den Nachbarländern düster aus. Aber die Branche lebt. «Merci pour votre joie de vivre» hiess es am Ende des Flashmobs in Paris. Nachzusehen und mitzuflashen auf Youtube. (Su.)

youtube.com/watch?v=eJ8sLsi0wJs
youtube.com/watch?v=GN5B27zT29Y
youtube.com/watch?v=fUizHhxH0x0

Im Depot, im Estrich, auf der Rampe

Elenita Queiroz und ihr Ensemble Basis 56 setzen auf Improvisation und Ideenrecycling – jeden Monat an einem anderen Spielort.



Szene mit Boglarka Horvath. (Bild: Kay Appenzeller)

Geprobte und dann nicht aufgeführte Stücke – Entwürfe, die von Corona zunichte gemacht worden sind – Ideen, die nicht realisiert werden konnten: Die Pandemie hat vieles im Kulturbereich unfertig zurückgelassen. Reste, Überbleibsel, Fragmente des künstlerischen Prozesses sollen aber nicht einfach verloren gehen. Das hat sich die aus Brasilien stammende, in St.Gallen lebende Tänzerin Elenita Queiroz gesagt und kurzerhand ein neues Projekt daraus gemacht: *Left over*.

Im Monatstakt über das ganze Jahr 2021 hinweg finden die Stücke oder «Editionen» statt, an zehn verschiedenen Standorten, die künstlerisch erkundet und in Improvisationen zum Leben erweckt werden. Den Auftakt machte eine Kollaboration mit dem St.Galler Kunstmuseum: Zwei Episoden sind im März und April bereits realisiert und gestreamt worden, die erste im Depot der Sammlung, die zweite im Estrich des Kirchhoferhauses. Die dritte Episode gibt es Ende Mai outdoor, auf der Zulieferrampe hinter dem Kunklerbau.

«Ein Experiment», sagt Elenita Queiroz – und dies in mehrfacher Hinsicht. Zum einen ist das Projekt spartenübergreifend, neben ihr selber und der Tänzerin Mara Natterer sind die Schauspielerinnen Boglárka Horváth,

der Musiker Raoul Nagel und die Filmerin Morena Barra dabei. Zum andern ist improvisiertes Theater auch Glückssache, wie die Tänzerin sagt: Manches gelingt, manches missglückt, jede Aufführung ist einmalig. Und zum dritten kommen zusätzliche «Mitspieler» hinzu: ein Gast, die Kamera und die immer wieder anderen Räume. Ende Mai wird erstmal auch ein «reales» Publikum dabei sein – falls die Pandemie es zulässt.

Die beiden bisherigen Streams (zu finden auf elenitaqueiroz.com) zeigen, wie stark der Raum mitspielt: Im Depot durften die hier gelagerten, verpackten Kunstwerke nicht berührt werden, im Estrich war ein enger Gang die «Bühne». Und das äusserliche und innerliche «Recycling»-Material der Beteiligten verband sich trotz Proben zu überraschenden Kombinationen. Wie aus Altem Neues werden könne, das stachle ihre Neugier an, sagt Elenita Queiroz. «Es ist ein Forschungsprozess, wir sind am Lernen.» Das gehöre zur gewaltigen Unsicherheit, in die die Pandemie alle geworfen habe. Und nebenbei passt das Projekt mit seiner «Null-Abfall-Thematik» auch gesellschaftlich in die Zeit.

Sie selber hat die Pandemie halbwegs verschont: Als es losging, war sie schwanger, mit dem Neugeborenen war sowieso ein Mutterschaftsurlaub geplant – und ihr danach entwickeltes Stück, *La ultima*, konnte während der Lockdown-Pause im Herbst gespielt werden. Dann aber kam im Dezember, kurz vor geplanten Aufführungen in der Lokremise, der neuerliche Lockdown. Wieder blieben Fragmente, Reste, Hoffnungen. «Das war die Zündung für die Idee von *Left over*», sagt Elenita Queiroz.

Für die weiteren Termine ab Juni ist das Team um Queiroz' 2018 gegründete Formation Basis 56 noch auf Standortsuche. Unkonventionelle, nicht schon «bühnenreife» Orte sollen es sein, und gratis sollten sie sein, denn finanziell stehe das Projekt knapp da, unter anderem weil es mit seiner offenen, prozessartigen Anlage aus dem gewohnten Förderschema herausfalle. Eine Spendensammlung soll die Finanzierung unterstützen. (Su.)

Left over Experiment #3: 28. Mai, 20 Uhr, Rampe Kunstmuseum St.Gallen elenitaqueiroz.com

Im Wind of Change



Die Kulturkosmonauten. (Bild: pd)

Digital und analog: Was genau wie am Ende möglich sein wird an diesem 9. Mai, stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest. Die Pandemie verlangt Flexibilität – und das passt perfekt zum Thema der diesjährigen Kulturlandsgemeinde. «Alles bleibt anders» ist das Motto. Veränderung, Wandel, Anpassung, Gewohnheiten, Umbrüche sollen diskutiert und künstlerisch reflektiert werden. Das Thema war bereits 2020 für das Festival gesetzt – bevor Corona die ganze Planung über den Haufen warf und den Anlass verunmöglichte. Jetzt, ein Jahr später, steht zumindest fest: Die Kulturlandsgemeinde findet statt, am 9. Mai im und um das Zeughaus Teufen und parallel dazu online.

«Es bläst ein stürmischer Wind of Change», steht auf dem Flyer des Festivals. Die Prozesse des Wandels betreffen die Gesellschaft auf allen Ebenen, kollektiv und individuell. Für Antworten sei es noch zu früh, und «reisserische Parolen» zu den unsicheren Verhältnissen wären fehl am Platz. Stattdessen sammelt die diesjährige Kulturlandsgemeinde vorerst einmal die brennendsten Fragen bei Mitwirkenden und beim Publikum. Daraus soll eine Flaschenpost werden als Ersatz für die traditionelle Sendschrift – mit der Hoffnung auf Antworten bis zum Festival im kommenden Jahr.

Einer der Programmpunkte trägt den Wandel gleich im Titel. «Change. Now. Always. Never stop» nennen die Kulturkosmonauten ihre Arbeit. Das in St.Gallen beheimatete Projekt bietet seit mehreren Jahren Theater-Workshops und Trainings für Jugendliche meist mit migrantischer Biografie. Veränderung sei für sie «überhaupt nicht abstrakt, sondern es ist ihre Realität», sagt Ann Katrin Cooper vom Leitungs-

Von Balgach einmal um die Welt

Soundcollagen und vertrackte Referenzen an die Popgeschichte: Das erste Album von Subito Zeitlos vertreibt die Langeweile aus dem Musik-Lockdown. Von Roman Hertler

team – manchmal in einem Ausmass, dass der Wunsch gross sei, aus der dauernden Unsicherheit herauszukommen. Auf die Eingangsfrage etwa, zu welchem Prozentsatz sie sich nach ihrer Einschätzung in den letzten Jahren selber verändert hätten, schwankten die Angaben der Jugendlichen zwischen 65 und 99 Prozent. «Die stecken mittendrin.» 25 Jugendliche sind beteiligt, sie stammen aus dem Iran, der Türkei, Südafrika, Burundi, Äthiopien, aus Weissrussland, Polen, der Ukraine und der Schweiz.

Die Pandemie verlangte ihrerseits ständige Anpassungen. Geprobt werden konnte nur in kleinen Gruppen, gearbeitet wurde auch bei beissender Kälte draussen – für die jungen «Kosmonauten» sei es nie eine Frage gewesen, abubrechen. «Es war allen klar: Wir finden einen Weg.» Aus einem zu Beginn gemeinsam geschriebenen Text, aus den Inputs und Trainings entstand zum einen ein Film, der im Rahmen der Kulturlandsgemeinde gestreamt wird. Zum andern ist eine Liveperformance geplant, bei der auch das Publikum – coronakonform – mit einbezogen werden soll.

Ann Katrin Cooper ist überzeugt: «Man müsste Kinder und Jugendliche viel stärker zu Wort kommen lassen. Sie sind Experten der Veränderung».

Im Programm der Kulturlandsgemeinde gibt es ausserdem eine Reihe von Werkstätten: Vor dem Zeughaus entsteht ein Permakulturgarten, der Bildhauer Christian Hörler gibt Einblick in die Arbeit mit Stein und Steinbrüchen, und die Gaffa-Crew kreierte in einer interaktiven Show ein Fanzine. Zudem diskutieren in Kooperation mit der Erfreulichen Universität der Theologe Rolf Bossart und der Künstler Thomas Stüssi über den Boom von Verschwörungserzählungen. Die Sonntagsrede hält die Schriftstellerin Dorothee Elmiger. (Su.)



Meeresrauschen, Synthietröpfchen, ein versifftes Lalala, ein paar wohltemperierte Akkorde, dann Vogelgezwitscher und Akustikgitarrenballade. Schon mit dem Intro (*the 33 greatest ideas for your opening scene*) und dem Übergang in den eigentlichen Opener *c'mon* wird klar: *Attachment*, das Erstlingsalbum des thurgauisch-rheintalischen Duos Subito Zeitlos, versammelt akustische Alltags-Szenen, Themen und Klangbilder auf engstem Raum. Langeweile kann da gar nicht aufkommen.

Rund um den Erdball – Hongkong, London, New York, São Paulo, Rheintal, Bodensee – haben Samuel Weniger (Schlagzeug) und Andrin Uetz (Gesang, Gitarre) Natur- und Stadtgeräusche aufgenommen. Damit verweben sie Erinnerungsfetzen der letzten (Wander-) Jahre zu einer «eigentümlichen Mischung aus Über-Pop, Sonic-Fiction und Computer-Jazz», wie sie im Presstext schreiben.

Thematisch dreht sich *Attachment* um oft besungene Dinge wie Verlust, Trennung, Trauer, Überforderung, Heimatlosigkeit, Resistenz und Depression. Passend dazu hat es eine Cover-Version des Songs *Beautiful and Dangerous* (hier unter dem Titel *b a d*) auf die Platte geschafft. Das Stück stammt aus der Feder von Lukas «Jesus» Burckhardt alias The Other Side. Der Thurgauer Songwriter, der leider immer etwas unter den Radaren flog, starb 2017 33-jährig an einer Überdosis und war ein enger Freund von Andrin Uetz. Für *b a d* hat Burckhardts Schwester Rahel die zweite Stimme eingesungen.

Bei aller Düsternis bewahrt sich *Attachment* eine gewisse Leichtigkeit, auch wenn die Ära früherer Subito-Songs (*Hakanplan*) abgeklungen ist. In *leaving the colony* versucht eine Bossa-Nova-Gitarre in gediegen-loungige Fahrstuhlwelten zu entführen. Zum

Glück sind da die quer dahingetrommelten Snares, die gerade noch verhindern, dass das Stück in schmierig-verklärte After-Carnaval-Romantik abgleitet. So könnte man dieses Stück auch als augenzwinkernde Kolonialismuskritik verstehen.

«Jo me muss äbä immer alles huere ufsuugä», sagt da plötzlich einer im folgenden Track (*exit.one*). Diesem Grundsatz kommt Subito Zeitlos zweifelloso nach, was aber nicht heisst, dass sie das Aufgesogene auch wieder unkommentiert absondern. Im Gegenteil: Das Album ist eine einzige gekonnt zurechtgebogene Soundcollage mit gefälligen Akkordfolgen, hübschen Wiegenlied-Gesangsparts, durchsetzt mit avantgardistischen, auf gute Art unbequemen Elektronikaschnörkeln.

Organisch und künstlich erzeugte Klänge zerfliessen zu einem vielschichtigen, stillbrechenden Sampling-Sammelwerk, dessen Referenzen sämtliche Epochen der Popgeschichte abdecken, von der Hippie-Ballade über urbane Beats zum Techno-Stampfer, ohne sich dabei in Beliebigkeit zu verlieren. Übers Ganze betrachtet schimmert so etwas wie ein Konzept durch. Gleichzeitig werden «Songs dekonstruiert und lineare Erzählstränge aufgebrochen» und «ein dynamischer Bogen gespannt, der trotz der Pandemie etwas von der Energie eines Live-Konzerts vermitteln soll», wie es im Presstext weiter heisst.

Subito Zeitlos nahm seinen Anfang 2018 als Improvisationsprojekt in einer stillgelegten Stickerei in Balgach. Davor haben Samuel Weniger und Andrin Uetz mit Europa Neue Leichtigkeit den Schlager dekonstruiert. Mit Subito Zeitlos spielten sie 2019 erste Konzerte. Im ersten Coronajahr haben sich dann Carlo Rainolter (Synthesizer) und Sandro Heule (Bass) dazugesellt. Man darf also freudig gespannt sein, wie sich die vier Buben aus den musikalischen Sackgassen manövrieren, die in der Umsetzung des vertrackten Albums für die Bühne überall lauern. Das Live-Experiment wird wohl gelingen. Angekündigt ist irgendwas zwischen «Krautrock, Tropicalismo und Elektronischer Musik». Jetzt muss nur noch der coronare Massnahmenvorhang fallen.

Subito Zeitlos, *Attachment*, ist am 19. April auf bandcamp.com erschienen.

Kultur geht auf die Strasse, kommt zurück in die Säle, streamt hinein in die Stuben: Bei Redaktionsschluss dieses Maihefts, eine Woche nach dem Öffnungsentscheid des Bundesrats, geht es mit Ankündigungen drunter und drüber, online, live, hybrid, alles durcheinander. Sicher ist nur: «Wir sind wieder da» heisst die Frohbotschaft allenthalben.

Bunt wie noch nie, zumindest in der Programmzeitung, melden sich die Solothurner Literaturtage. Vom 14. bis 16. Mai lesen, diskutieren, performen 80 Autorinnen und Autoren, «wenn möglich vor Ort, aber unabhängig davon von überall her online zu erleben». Aus der Ostschweiz sind unter anderen MANUEL STAHLBERGER, DOROTHEE ELMIGER und EVA ROTH mit dabei. Viele junge Stimmen sind zu hören, auch viele Stimmen der vielsprachigen interkulturellen Schweiz. «In Zeiten der grössten Krise seit Jahrzehnten erlebt das Buch einen Boom», schreibt das Festival – zugleich aber seien gerade kleine Verlage bedroht, weil ihnen die Öffentlichkeit abhanden gekommen ist. Also: hingehen oder einklinken auf literatur.ch.



Angesagt ist definitiv auch das Tanzfest, schweizweit und auch in St.Gallen. Die Jubiläumsausgabe (10 Jahre Tanzfest) vom 7. bis 9. Mai findet als komprimierte Ausgabe mit beschränkter Platzzahl statt. «Leider dürfen keine Performances von Laien oder auf offener Strasse gezeigt werden, was eigentlich ein Herzstück unseres Festivals wäre», schreibt das von ALENA KUNDELA und MARULA EUGSTER geleitete OK. Ersatz sind ein Flashmob auf Balkonen und Terrassen, ein interkultureller Tanzmorgen, eine Urban Dance Show oder die Produktion *Décadanse*. Infos auf dastanzfest.ch/st-gallen.



Kultur braucht Öffentlichkeit. Und – ab und zu wenigstens – Anerkennung. Eine solche bieten Preise und Werkbeiträge. Saiten freut sich mit über den Werkbeitrag der Stadt St.Gallen für seinen Co-Verlagsleiter und Musiker MARC JENNY. Der Beitrag fördert seine Arbeit am geplanten ersten Soloprogramm. Die weiteren Ausgezeichneten sind Bill Bühler, Rita Kappenthuler und Nathan Federer, Jiří Makovec, Karsten Redmann, Nora Rekade, Juliette Rosset, Linus Stiefel und Mindaugas Matulis. Erneute Auszeichnung auch für das Saiten-Grafiktrio SAMUEL BÄNZIGER, LARISSA KASPER und ROSARIO FLORIO: Im Wettbewerb der Schönsten Bücher der Schweiz sind die von ihnen gestaltete Publikation über die Musikerin Rahel Kraft, erschienen in der Thurgauer «Facetten»-Reihe und nur mit Brieföffner zu lesen, sowie ein Ausstellungskatalog über den Schweizer Künstler H.R. Giger und den Japaner Hajime Sorayama ausserkoren worden. Der mit 25'000 Franken dotierte Jan-Tschichold-Preis geht an die Buchgestalterin KRISPIN HEÉ.



Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug



Programmzeitung

Geflutete Räume

Seit April ist die halbe Fondation Beyeler bei Basel unter Wasser. Wo früher Monets «Le Bassin aux Nymphéas» die Wände zierte, breitet sich nun ein realer Teich aus. Welch ein Anblick! «Life» heisst das ortsbezogene Kunstprojekt, konzipiert von Olafur Eliasson (geboren 1967) in Zusammenarbeit mit dem Gartenarchitekten Günther Vogt. Der dänisch-isländische Künstler setzt damit auch in Riechen auf den Dialog zwischen Kunst und Natur.

Olafur Eliasson: Life
bis Juli, Fondation Beyeler, Riehen
fondationbeyeler.ch



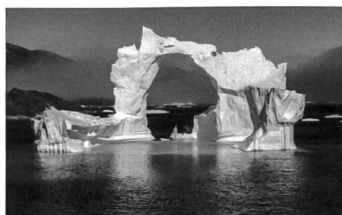
BKA

BERNER KULTURAGENDA

Natürliche Vielfalt

Das Naturhistorische Museum Bern lädt ein, die mannigfaltigen Geschlechter und Sexualitäten von Fauna und Flora zu erkunden und zu bestaunen: vom Menschen und seinem wandelbaren sexuellen und geschlechtlichen Wesen zum gemeinen Spaltblätling, einem Pilz, der 23'328 Geschlechter kennt, bis hin zu «Seepferdchen-Vätern» und Transgendermännern, die Kinder gebären. Der Gang durchs Museum zeigt, dass eine Aufteilung der Welt in «Mann» und «Frau» viel zu kurz greift.

Queer – Vielfalt ist unsere Natur
bis April 2022, Naturhistorisches Museum Bern
nmbe.ch



KUL

Kalte Facetten

Die Fotoausstellung von Marco Nescher bietet vielfältigste Eindrücke zur grössten Insel der Welt: Grönland. Eine Auswahl seiner atemberaubenden Bilder ist jetzt im Schaaner Domus zu sehen. Die umfassende Fotoausstellung hält, was ihr Titel verspricht.

Rund um Grönland – Überwältigende Eindrücke einer Abenteuerreise
bis 6. Juni, Domus Schaan, Midissage: 6. Mai
domus.li



041

www.null41.ch

Historische Dienste

Eidgenössische Söldner verrichteten bis Mitte des 19. Jahrhunderts Kriegsdienste in ganz Europa. Das Museum Salzmagazin geht auf die Spuren dieser Zentralschweizer Vergangenheit. Wieso waren die Söldner von allen europäischen Mächten umworben? Wie waren die wirtschaftlichen Verhältnisse in Zentralschweizer Bauernfamilien? Und welche Schicksale sind durch den Fremddienst entstanden? Viele Fragen, die bis heute rätselhaft bleiben.

Söldner, Reissäckler, Pensionenherren – Ein Innerschweizer Beziehungsnetz
bis 31. Oktober, Museum Salzmagazin, Nidwalden
nidwaldner-museum.ch



ZUGKultur

Junge Kunst

Die Chollerhalle wird an Pfingsten von der Kunstpause mit einer geballten Ladung Kunst wiederbelebt. In der Ausstellung wird das Publikum für eine Kunstpause aus dem Corona-Alltag entführt. Teil der Ausstellung werden auch die Werke aus der Aktion «wARTEzimmer» sein. Im künstlerischen Adventure Room der Kunstpause konnten Teilnehmer*innen sich im letzten Jahr kreativ austoben und jeweils ein Werk einreichen.

KUNSTpause
20. bis 23. Mai, Chollerhalle Zug
kunstpause.ch



AAKU

Aargauer Kulturmagazin

Pinke Shoppingmall

Im künstlerischen Universum der Aargauer Künstlerin Nici Jost nimmt Pink in all seinen Tönen eine Sonderstellung ein. In ihrem neusten Projekt «桃花源 Land of Peach Blossom» überträgt Jost ihren Farbfokus auf China. Ausgangspunkt ist das Fotomaterial ihres Aufenthalts als Stipendiatin in Shanghai. Eine ausserordentliche Inszenierung: Der Kunstraum Baden wird zur chinesischen Shoppingmall umgebaut – gefüllt mit Waren und Bildern.

Nici Jost: 桃花源 Land of Peach Blossom
bis 27. Juni, Kunstraum Baden
nicijost.com



Coucou

Wertvolle Urachen

In der aktuellen Ausstellung kann man Münzen anschauen, die sich als Urachen des Geldes bezeichnen lassen, handelt es sich doch um Stücke, die seit der «Erfindung» der Münzen im Jahr 600 v.Chr. bis 280 n.Chr. geprägt wurden. Das Münzkabinett präsentiert nicht nur griechische Prägungen, sondern auch Münzen aus dem Reich der Perser, Parther und Armenier. Verschiedene Hörstationen liefern nebst dem historischen Hintergrund auch Geschichten zu den einzelnen Sammlungsstücken und lassen so die antike Welt wieder auferstehen.

Griechen 3.0 – Münzen der Antike
Münzkabinett Winterthur
stadt.winterthur.ch/muenzkabinett/die-aktuelle-ausstellung



kolt

Restloser Multigraf

Weltberühmt ist er als Regisseur. David Lynch ist aber eigentlich viel mehr, unter anderem Fotograf. Das Oltnen Haus der Fotografie öffnet Ende März seine Tore mit der ersten Foto-Ausstellung des rastlosen Multitalents, kuratiert von Nathalie Herschdorfer.

INFINITE DEEP – The photographic world of David Lynch
bis 27. Juni, Haus der Fotografie, Olten
ipfo.ch

Zum Kolt-Artikel: kolt.ch/signature-lynchienne-die-welt-in-den-agen-von-david-lynch/

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbepattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org